



Die Kantone drücken sich davor,
genügend Plätze für die Fahrenden
zu schaffen. Auch Basel-Stadt.

ZWEITER

KLASSE

Katja Reichenstein

Wer ist die Frau, die in
Basel ein alternatives
Kulturimperium leitet?

Seite
18

FOTO: KEYSTONE

ANZEIGE



Die überraschten Masken: JAMES ENSOR

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Basel

Aus dem Königlichen Museum für Schöne Künste Antwerpen
und Schweizer Sammlungen

16.2. – 25.5.2014

kunstmuseum basel

**REISSEN SIE IHRE FENSTER NICHT
HERAUS, WIR SANIEREN SIE!**

UMWELTSCHONEND
ENERGIESPAREND (CA. 25%)
LÄRMDÄMMEND (CA. 50%)
KOSTENBEWUSST

**(MONTAGE VOR ORT
IM MONTAGEWAGEN)**

F+T FENSTERABDICHTUNG GMBH
EPTINGERSTRASSE 48
CH-4132 MUTTENZ
TEL. 061 763 04 70
WWW.FENSTERABDICHTUNG.CH

 **SPEZIALIST FÜR IHRE
FENSTERABDICHTUNG**

INHALT

Katja Reichenstein FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Nicht nur auf dem Migrol-Areal im Hafen hat sie das Sagen. Wer ist die Frau, die in Basel ein kleines Zwischennutzungs-Imperium führt?

Seite 18

Präparate FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Wo Knochen im Museum statt im Sarg liegen, ist die Ethik gefordert.

Seite 22

Sinfonieorchester Basel FOTO: JEAN-FRANÇOIS TAILLARD



Das Orchester erlebte in England Lust und Frust des Tournee-Alltags.

Seite 38

Erlenmatt-Tram

Die 68 Millionen für den Bau der neuen Linie sind umstritten.

Seite 14

Bestattungen
Kulturwerk
Kulturflash
Sie, er, es
Wochenendlich
Zeitmaschine
Impressum

S. 12
S. 44
S. 37
S. 43
S. 45
S. 46
S. 43

ANZEIGE

.....**nāmibia in motiōn**.....
Die Basler Afrika Bibliographien präsentieren
2014 fünf namibische Filme aus Ihrer Sammlung
1/5 Taste of Rain
Richard Pakleppa, Namibia 2012
Do 8. Mai 2014, 18:30 Uhr
Basler Afrika Bibliographien
Klosterberg 23, Basel, Eintritt frei
.....
www.baslerafrika.ch



Remo Leupin
Leiter Print

Unerwünschte Schweizer

Menschen werden von Uniformierten eingekesselt, mit Identifikationsnummern versehen und in eine Turnhalle gekarrt. Solche Massnahmen erinnern an die Methoden autoritärer Polizeistaaten. **Sie ereigneten sich aber vor Wochenfrist in der Schweiz**, nachdem ein paar Dutzend Jenische auf der Berner Allmend ein Protestlager errichtet hatten, um für schweizweit mehr Stand- und Durchgangsplätze zu demonstrieren. Die auch in einigen Medien geäusserte Haltung, dass die Polizeiaktion gerechtfertigt war, da die Fahrenden widerrechtlich einen Platz besetzt hätten, ist zynisch und entwürdigend.

Tausende von Fahrenden starben im Zweiten Weltkrieg in den Konzentrationslagern der Nazis. Und bis zu Beginn der 1970er-Jahre trennte die schweizerische Stiftung Pro Juventute jenische Kinder gewaltsam von ihren Eltern, kasernierte sie in Erziehungsheimen oder verschachtelte sie als «Verdingkinder» an Bauern, die sie als Billigarbeitskräfte missbrauchten. All diese Menschenrechtsverletzungen sind bis heute im kollektiven Gedächtnis der Fahrenden präsent, **wie Venanz Nobel, selber ein Jenischer, eindrücklich beschreibt.**

Auch heute noch werden die rund 30 000 Schweizer Jenischen als Menschen zweiter Klasse behandelt. Obwohl sie das Bürgerrecht haben, Steuern zahlen und Militärdienst leisten. Und obwohl sich unser Land 1998 verpflichtet hat, das Rahmenabkommen des Europarats zum Schutz der nationalen Minderheiten umzusetzen. So stehen etwa Bund, Kantone und Gemeinden in der Pflicht, mehr Stand- und Durchgangsplätze für Fahrende bereitzustellen. Auch Basel. Doch seit über zehn Jahren schlägt der Kanton ein Bundesgerichtsurteil in den Wind, wonach er mindestens zehn Plätze anbieten müsste. Eine bedenkliche Verschleppungsstrategie.

tageswoche.ch/+nep5w

Weiterlesen online



«Polizei setzt Fahrenden-Protest ein Ende», tageswoche.ch/+s3n40

Weiterlesen, S. 6



«Zeit, zu reisen - wohin?», tageswoche.ch/+v7to0

Ruedi Bantle

von Udo Theiss

Ruedi Bantle ist sein Leben lang Kommunist geblieben. Neben der Politik war dem Arbeiter stets auch die Kunst wichtig. Dass er die Revolution nicht mehr erleben wird, ist für ihn kein Grund zur Resignation.

Würde man Ruedi Bantle ein Original nennen, es wäre eine Respektlosigkeit. In vielem entspricht der 88-Jährige dem Schweizer Klischee – im guten Sinne. Er strahlt eine Grundanständigkeit aus, hat seinen Lebensunterhalt mit harter Arbeit bestritten, pünktlich alle Rechnungen bezahlt, nie Schulden gemacht.

Anarchos, Kommunisten, Grüne – alle sprechen mit grösster Zuneigung von Bantle und seiner Frau.

Vielleicht das Einzige, das Ruedi Bantle von anderen Menschen seiner Generation unterscheidet: Seit frühester Jugend ist er der Utopie von der «klassenlosen Gesellschaft» verpflichtet. Und er ist einer der letzten Arbeiterintellektuellen – ein Proletarier, der sich mit Ökonomie, Politik, Philosophie und Kunst beschäftigte.

Im Laufe der Jahre schaffte er sich eine Sammlung von Originalgrafiken an, um die ihn mancher Gutbetuchte beneidet. «Für mich hatte die Arbeiterbewegung auch immer einen kulturellen Auftrag», sagt er. «Im Verlauf von 60 Jahren habe ich mit meiner Frau Erika etwa 300 Originalgrafiken und Zeichnungen von engagierten Künstlerinnen und Künstlern gesammelt.» Darunter sind illustre Namen wie Käthe Kollwitz, Paul Camenisch oder Frans Masereel.

Den Sozialismus, die Solidarität mit den Schwachen und Ausgebeuteten, hat Bantle praktisch mit der Muttermilch aufgesogen. Seine Eltern waren Mitglieder der kommunistischen Partei der Schweiz und nach deren Verbot 1944 Gründungsmitglieder der Partei der Arbeit (PdA).

Einen Grossteil seiner Freizeit verbrachte der junge Bantle in der kommunistischen Jugend und später in der «Freien Arbeiterjugend». Und wie es in Jugendverbänden halt so ist: «Die Wanderungen und der Sport waren für uns manchmal wichtiger als die politische Schulung.»

1942 begann Bantle eine Mechanikerlehre. Nach dem Abschluss arbeitete er im



«Ich bereue nichts.» Ruedi Bantle kann damit leben, dass er die Revolution nicht mehr erleben wird.

FOTO: STEFAN BOHRER

Rheinhafen als Kranführer, ein paar Jahre später in Bulgarien in einer Brigade im Eisenbahnbau. 1956 wurde er ins Zentralkomitee der PdA gewählt. Im selben Jahr marschierte die UdSSR in Ungarn ein. «Obwohl wir den Einmarsch nicht befürwortet hatten, warf uns das als Partei sehr zurück.»

Die 1968er-Bewegung schliesslich führte zu einer Massenabwanderung der jungen Parteimitglieder. Die Partei hatte den Anschluss an die neuen sozialen Bewegungen verpasst. «Auf die Schwulenbewegung, den Feminismus, das Konkurrenzdenken gegenüber den ausländischen Kollegen hatten wir damals einfach keine Antwort. Das alles traf uns unvorbereitet.»

Was Ruedi Bantle nicht daran hinderte, von 1970 bis 1984 in der regionalen Politik mitzumischen. Er trug massgeblich zur An-

nahme des neuen Abbruchgesetzes, zur Initiative «Grün statt Grau» und zur Parkinginitiative bei. Später wurde er Redaktor der PdA-Zeitung «Vorwärts». Ausserdem war er von 1972 bis 1984 Basler Grossrat und später Bürgergemeinderat (1999–2005).

Integrationsfigur der Linken

Mit dem Aufkommen der Bewegung um die «Alte Stadtgärtnerei» in den 80er-Jahren wurden Ruedi und seine Frau Erika Bantle zu Verbindungsgliedern zwischen den linken Strömungen und Generationen. Von verqueren Anarchisten über militante Jungkommunisten bis hin zu Umweltschützern und Sozialdemokraten: Nirgendwo spürt man anderes als grossen Respekt und Zuneigung, wenn von den beiden Integrationsfiguren die Rede ist.

«Eigentlich habe ich immer nach dem Motto von Käthe Kollwitz gelebt», sagt Bantle: «Ich will wirken in dieser Zeit, nicht mehr und nicht weniger.» Da seine Ehe kinderlos blieb ist, hat das Paar den grössten Teil der Kunstsammlung verkauft und den Erlös der Zeitung «Vorwärts», dem Zentralamerikakomitee und einem Behindertenheim in Havanna gespendet.

«Ich bereue nichts», sagt Bantle. Weder bei ihm noch bei seiner Frau Erika ist jene Resignation zu spüren, die manch alter Parteigenosse vor sich her trägt. Ihm sei klar, dass er die Revolution nicht mehr erleben werde, sagt Bantle, während verschmitzte Lachfalten sein Gesicht durchziehen: «Aber der Kapitalismus ist auch keine Lösung – und es presst ja nicht.»

tageswoche.ch/+unf8k

×

Der jenische Autor Venanz Nobel über staatliche Machtdemonstrationen gegenüber Fahrenden.

ES IST ZEIT, ZU REISEN. WOHIN?

von Venanz Nobel

Ich bin 1956 geboren. Trotzdem nennt man Leute wie mich wohl «Kinder der Siebzigerjahre», meiner prägenden Zeit zwischen 20 und 30. Viele erlebten diese Ära als grosse Zeit von Rock und Punk, von freier Liebe und politischem Aufstand.

Andere brauchten die ganze Kraft ihrer Jugend für die Befreiung aus fortdauernder Bevormundung. Als ich 20 wurde, war die Radgenossenschaft, die erste Selbstorganisation von Jenischen, Sinti, Roma, gerade ein Jahr alt. Im Rückblick staune ich, dass so kurz nach dem Ende des Generationen von «Vaganten» drangsalierenden «Hilfswerks» Kinder der Landstrasse der grosse Theatersaal des Berner «Bierhübeli» mit mutigen, trotzigsten, visionären Jenischen gefüllt war. Auf dem Podium sassen die Schriftstellerin Mariella Mehr, der Künstler Walter Wegmüller, aus Basel Zory Müller und Theres Häfeli.

Theres lebte in einem Holzwohnwagen im Wald an der Birs bei Münchenstein. Sie war an dieser Versammlung die grosse Ausnahme, die als Mutter nicht nur von ihrem erfolgreichen Kampf gegen den Vormund der Pro Juventute zu berichten wusste, sondern auch die Geschichte(n) der Jenischen kannte, ihre Traditionen und Bräuche. Für die Kinder der Landstrasse war das Treffen ein Meilenstein auf ihrem Heimweg.

Sie kamen heim in eine Kultur, die sie nur von abfälligen Bemerkungen ihrer Er-

ziehungsbevollmächtigten und aus lustigen Zigeunerliedern kannten. Altgediente Schrotthändler und Scherenschleifer, die ihr Gewerbe jahrzehntelang von einem Haus aus betrieben hatten, und ihr Milchgesicht hinter einem mächtigen Schnauz versteckende Jungspunde zogen los, um ihren ersten Wohnwagen zu kaufen und «richtige Zigeuner» zu werden.

Der Aufschwung war der Untergang

40 Jahre später gründet eine nächste, vom Leben im Wagen seit Kindsbeinen geprägte Generation ihren Verein, den sie Bewegung der Reisenden nennt. Auch sie ziehen los. Die erste Fahrt des Frühlings hat ein bestimmtes Ziel: Bern! Am Dienstag, 22. April 2014, soll die Bundeshauptstadt zum symbolträchtigen Ort ihrer Demonstration werden. Schliesslich hat man Probleme nicht nur in einem Dorf oder Kanton. Für bessere Lebensbedingungen wollen sie dort demonstrieren, wo sich auch die Politik des ganzen Landes trifft.

Auf ihrem Flugblatt stehen zwei grosse Forderungen: 20 neue Plätze im ganzen Land innert zwei Jahren und die Anerkennung des jenischen Volkes. Die Flugblätter bleiben in den Wagen liegen. Ein mächtiges Polizeiaufgebot stoppt die Wagenkolonne an der Autobahnausfahrt. Schon diese erste Begegnung mit der Berner Staatsgewalt sendet eine deutliche Botschaft: Wir zeigen euch, wer hier die Macht hat.

Doch auch die Fahrenden haben eine Botschaft. Sie lautet: Frühling, Zeit, sich auf die Reise zu machen. Oder wie die Jenischen sagen: «Wänn d Vögeli zwitschere, muess ich eifach gah!» Bloss: Wohin?

Die Stiftung Zukunft Schweizer Fahrende müsste es eigentlich wissen. Sie wurde 1995 vom Bund gegründet mit dem Auftrag, die Lebensbedingungen der Fahrenden in der Schweiz zu sichern und zu verbessern und dazu die Zusammenarbeit zwischen Bund, Kantonen und Gemeinden zu fördern. In ihrem letztmals 2010 publizierten Gutachten «Fahrende und Raumplanung» listet sie 14 Stand- und 43 Durchgangsplätze auf, Tendenz sinkend.

Schon 1988 erschien das Büchlein «Fahrende unter Sesshaften». Maria-Luisa Zürcher-Berther, Autorin dieser Fleissarbeit mit Umfragen bei allen Schweizer Gemeinden, wusste noch von insgesamt 77 Plätzen zu berichten, wobei es noch keine strikt bürokratische Trennung in Stand- und Durchgangsplätze gab. Noch früher muss die Zahl der Plätze noch um etliches grösser gewesen sein. «Früener hätt's praktisch i jedem Dorf es Chiesgrüebli oder en Wald egge gäh, wo mir händ chöne halte», berichtete Berti, meine Grossmutter.

Mit dem Wirtschaftsaufschwung begann der Untergang dieser alten Art zu reisen, wo jeder Fahrende den Dorfpolizisten oder den Gemeindepräsidenten kannte und den Aufenthalt per Handschlag regelte.



Kantone und Gemeinden fütieren sich um ihre Aufgabe, genügend Plätze für die Fahrenden bereitzustellen. Derzeit gibt es landesweit 15 Stand- und 45 Durchgangsplätze – nötig wären doppelt so viele.

FOTOS: KEYSTONE



Eingekesselt und abgeführt: Die Polizeiaktion gegen Fahrende in Bern erinnert an das Vorgehen eines autoritären Staats. FOTOS: KEYSTONE



Wenn die Zeit gekommen und die Geschäfte in der Gegend erledigt waren, zogen die Alten weiter, auf Routen, die schon ihre Vorfahren befahren hatten. Die Bäuerin, neben deren Hof die Wagen standen, erkundigte sich bei der Anreise, ob Nachwuchs gekommen sei.

Doch plötzlich, im nächsten Jahr, stand dort, wo der Fahrenden Platz war, ein prächtiges neues Haus. Stetig wurden die Distanzen zwischen den Plätzen grösser – so wie auch die Dörfer wuchsen. Dieses Wachstum rief die Politik auf die Bühne. «Raumplanung» hiess das Zauberwort. Selbstverständlich gab es auch in den 1970er-Jahren keine fahrenden Raumplaner. Und weil die Chessler und Schlyfer nur sporadisch vorbeikamen, vergass der Gemeindepäsident, einen Bedarf an Wohnwagenplätzen anzumelden.

Nun bekamen neue Paragraphen grosses Gewicht bei den Jenischen, die wegen nur sie betreffenden Spezialgesetzen wie der Hausierverordnung manchmal ausgewachsene, an der Feld- und Wiesen-Universität ausgebildete Hausjuristen waren. «Das Aufstellen von Wohnwagen ausserhalb eines Campingplatzes ist verboten.» Solches war von der Gemeindeordnung über das Polizeigesetz bis zur kantonalen Bauvorschrift verstreut zu lesen. Die Lücke zu finden, in die dein Wohnwagen passt, wurde zur juristischen Sisyphusarbeit.

Für mich war das Jusstudium, was für die meisten Dorfjunge die Fussballerkarriere: ein Bubentraum, dem viele «Trainingsstunden» zwischen Wohnblöcken und auf Pausenplätzen geopfert wurden. 1985 waren sogar die im Verein organisierten Jenischen dermassen ratlos auf der Suche nach Plätzen, dass nur noch ein Ausweg gangbar schien: «Was diese Studenten können, können wir auch! Wir demonstrieren!»

Ein Pfarrer zwischen den Fronten

An der Feckerchilbi, dem traditionellen Jahrestreffen, wurden die Pläne geschmiedet. Am folgenden Montag fuhr ein Konvoi von 50 Wohnwagen über die Strasse, die sich von Gersau Richtung Luzern dem See entlang schlängelt, auf ihr Ziel zu: den Lido-Parkplatz beim Verkehrshaus. Dort tauchte bald die Motorradpolizei auf: «Bis um 17 Uhr seid ihr hier wieder weg!» Mit ein bisschen in meinen Bubenträumen Herumturnen meinerseits und dem imposanten Auftreten unseres Ältesten andererseits beschieden wir der hohen Hermandad: «Das ist öffentlicher Grund. Wenn Sie uns hier weghaben wollen, kommen Sie mit Ihrem Chef wieder. Wir haben nämlich Forderungen und wollen verhandeln.»

Einige Stunden später sass der erste Chef bei uns im Wohnwagen. Doch auch er war unerbittlich: «Wir haben einen Vertrag mit dem Verkehrshaus. Wir brauchen jeden Parkplatz!»

Wer in den letzten Tagen eine Schweizer Zeitung gelesen hat, kennt diese Sätze bereits. Ach nein, nicht ganz. 2014 hat Bern einen Vertrag mit seiner Messeleitung, und dieses Mal sind die Wohnwagen nicht den

Verkehrshaus-, sondern den BEA-Besuchern im Weg. Zwei, drei Tage lang habe ich Zeit, die Parallelen zu bestaunen. Wie wenig sich doch geändert hat!

Das Wechselspiel von drohendem uniformiertem Massenaufmarsch und mit viel Verständnis und Bedauern gewürzten Beteuerungen von Unterhändlern, dass sie, leider, leider, nichts machen können, lässt detaillierte Erinnerungen wach werden. Ich habe ja dieses Mal mehr Zeit. Ich muss nicht mehr mit der nagelneuen, sauteuren portablen Speicherschreibmaschine Communiqués, Behördenkorrespondenzen, Sitzungsprotokolle schreiben und den Ältesten juristisch beratend helfen, die Leute zu beruhigen: «Es kommt schon gut. Es passiert schon nichts. Die Wohnwagen werden nicht abgeschleppt.»

Statt des Ältesten steht den Amtsvorstehern eine Gruppe Junger gegenüber. Die nächste, gar übernächste Generation argumentiert freundlich, aber bestimmt. Ihre Kinder spielen auf der Wiese, der Halbwüchsige unterhält am Absperrgitter Polizisten mit Gitarre und Gesang.

Ein Helikopter kreist, während unten die Familien zusammengetrieben werden.

«Wie war das damals? Wird es wieder so sein?» Ich hoffe schon. Damals war der Ausgang der Demo ja erfreulich. Die Regierung lenkte ein, stellte nicht nur als Provisorium einen Ausweichplatz zur Verfügung, sondern unterschrieb und hielt das Versprechen, innert zwei Jahren den wohl ersten Durchgangsplatz zu eröffnen, der dem späteren Schema der Stiftung Zukunft Schweizer Fahrende entsprach.

Manches hat sich zwar geändert. In Luzern stand ein bei der Regierung hoch geachteter Pfarrer im schwarzen Talar zwischen den Fronten. Dieses Mal kommen die neutralen Beobachter von der Gesellschaft für bedrohte Völker, mit gelben Warnwesten gar von Amnesty International. Von den blau Uniformierten scheinen diese aber nicht gleich ernst genommen zu werden wie der Herr Pfarrer.

Sind die Jenischen tatsächlich ein arg bedrohtes Volk, dessen Demonstranten im Konflikt fast wie in einem Krisengebiet nur darauf hoffen können, dass die Anwesenheit und das unbestechliche Auge der Gelbwesten das Schlimmste verhindert? Die Erinnerung wird bald zum Trugschluss, der von einem polizeilichen Sturmtrupp eines

Besseren belehrt wird. Ein Helikopter kreist, Polizisten wachen vom benachbarten Fabrikdach, als unten zwischen den Wohnwagen die Familien zusammengetrieben werden. Ein Youtube-Video zeigt, wie während des Abtransports im Gefangenewagen trotz «Lustig ist das Zigeunerleben» gesungen wird.

Als ich erfahre, dass Sammeltaxis die Verhafteten in eine Turnhalle verfrachten, holt mich die Erinnerung erneut ein. Viel weiter zurück kreisen die Gedanken. 1973 trieb in Chile die Pinochet-Diktatur ihre Gegner im Fussballstadion zusammen. Nein, wir leben doch in der Schweiz!

«Wir sind doch keine Nummern»

Ja, es gibt keine Toten, noch nicht einmal physische Folter. Alles halb so schlimm? Den Jenischen haften nicht nur die Kindswegnahmen im kollektiven Gedächtnis, auch mancher Verwandte aus Deutschland hat vor nicht so langer Zeit seine KZ-Nummer mit ins Grab genommen. Die an die Kinder verteilten Polizeibärchen und der nur sanfte Begleitgriff der um Höflichkeit bemühten an die «Front» delegierten Polizisten vermögen nicht zu verhindern, dass das vom Korps für Ernstfälle eingeübte Aufpinseln von Nummern traumatische Erinnerungen hochkommen lässt. «Wir haben doch Namen! Wir sind doch keine Nummern!», stammeln etliche, als sie zu ihren Wagen zurückkehren.

Vieles hat sich seit Luzern 1985 verändert. Nicht nur die Zahl der Plätze hat abgenommen, auch die Sensibilität im Umgang zwischen Behörden und Jenischen scheint massiv zurückgegangen zu sein. Inzwischen sind die Demonstranten nach Biel weitergezogen, erste zaghafte Vermittlungsversuche sind angelaufen. Die Politik ist gefordert.

Wenn sich «Bern» nicht wiederholen soll, reichen ein paar auf den Sankt-Nimmerleins-Tag versprochene Kiesplätze nicht aus. Wie hiess doch gleich die zweite Forderung auf dem Flugblatt? Anerkennung des jenischen Volkes. Vielleicht müsste man den Spiess umdrehen. Statt Kontaktpolizisten in die Quartiere könnte man «Kontakt-Jenische» in die Verwaltung entsenden.

tageswoche.ch/+v7to0 ×

Venanz Nobel ist jenischer Autor, Historiker und Buchhalter. Er lebt und arbeitet in Basel. Seit den 1980er-Jahren ist er in Organisationen der Jenischen aktiv, Mitbegründer des in Basel domizilierten Vereins «schäft qwant» und Mitglied des Stiftungsrats Zukunft Schweizer Fahrende.

ANZEIGE

MEDITATION FÜR JEDEN, DER MEHR ÜBER SICH ERFAHREN MÖCHTE

Vortrag (9.5.2014, 19.30–21.30 Uhr) und Vertiefungsworkshop (23.5.2014, 19.15–21.45 Uhr) mit Doris Richter im Hotel Bildungszentrum 21, Basel.

Diese Veranstaltungen sind zusammenhängend, können jedoch auch einzeln besucht werden. Eintritt frei. Mehr unter www.meditationsausbildung.ch

Basel-Stadt und Region

Basel

Allegra-Bichsel, Sonja Annamaria, geb. 1958, von Rüegsau/BE (St. Jakobs-Strasse 55). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Alvarez, Moises, geb. 1974, von Spanien (Kraftstrasse 12). Wurde bestattet.

Bacchi-Osswald, Augusto, geb. 1926, von Rüderswil/BE (Hirzbrunnenstrasse 50). Wurde bestattet.

Bachmann-Tillner, Heinrich Emil, geb. 1928, von Nürensdorf/ZH (Mittlere Strasse 66). Wurde bestattet.

Bär-Wunderlin, Hilda, geb. 1919, von Vordemwald/AG (Burgfelderstrasse 188). Wurde bestattet.

Baur-Breiter, Anna Barbara, geb. 1920, von Basel/BS (Karl Jaspers-Allee 35). Wurde bestattet.

Benkert-Kammerer, Zázilia Emma, geb. 1914, von Basel/BS (Thiersteinerallee 92). Trauerfeier: Montag, 5. Mai, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Bürgi, Sonja, geb. 1944, von Zeihen/AG (St. Jakobs-Strasse 8r). Wurde bestattet.

Capponi, Helene, geb. 1915, von Basel/BS (Holeestrasse 123). Trauerfeier: Dienstag 6. Mai, 14 Uhr, Kapelle Wolfgottesacker.

Corai, Rolf, geb. 1958, von Waltensburg/Vuorz/GR (Inselstrasse 59). Wurde bestattet.

Dietrich-Burch, Margaritha Karolina, geb. 1924, von Andiastr/GR (Wiesendamm 20). Wurde bestattet.

Eichenberger-Schweizer, Wally Klara, geb. 1929, von Basel/BS (Novarastrasse 1). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Fellmann-Haas, Anna Berta, geb. 1925, von Oberkirch/LU (Meret Oppenheim-Strasse 62). Trauerfeier: Freitag, 2. Mai, 10.30 Uhr, Bruder-Klaus Kirche.

Ganther-Leoni, Paul Erich, geb. 1931, von Schönenwerd/SO (Rennweg 100). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Gisler, Roger, geb. 1952, von Winterthur/ZH, Flaach/ZH (Wiesen-

damm 6A). Trauerfeier: Montag 5. Mai, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Guadagno-Qualizza, Mario, geb. 1943, von Basel/BS (Spalenring 17). Trauerfeier: Freitag, 2. Mai, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Güdel-Madöry, Dorothea Agatha, geb. 1931, von Madiswil/BE (Im Surinam 93). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Gusset-Seiler, Karl, geb. 1942, von Uetendorf/BE (Reinacherstrasse 202). Trauerfeier: Mittwoch, 7. Mai, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hafner-Wyss, Albert, geb. 1921, von Basel/BS (Rosentalstrasse 70). Wurde bestattet.

Hauser-Massmünster, Alice Gertrud, geb. 1929, von Allschwil/BL (Holeestrasse 119). Trauerfeier: Donnerstag, 8. Mai, 14.30 Uhr, kath. Kirche Allerheiligen.

Jäggi, Edith, geb. 1924, von Basel/BS (Kohlenberggasse 20). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Jecker-Jermann, Elisabeth, geb. 1926, von Zullwil/SO (Vogesenstrasse 111). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Labhardt, Sibylle Elisabeth, geb. 1932, von Thalwil/ZH (Göscheneinstrasse 51). Wird bestattet.

Lehmann-Godelmann, Charlotte Julie, geb. 1927, von Rüttiligen-Alchenflüh/BE (Felsplatenstrasse 37). Wurde bestattet.

Martin, Luisa, geb. 1918, von Basel/BS (St. Johannis-Ring 122). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Metzner, Agnes Marguerite, geb. 1924, von Basel/BS (Rennweg 51). Wurde bestattet.

Niemetz-Steininger, Margareta, geb. 1932, von Buckten/BL (Neuweilerstrasse 55). Wurde bestattet.

Ninck, Dorothea Maria, geb. 1946, von Winterthur/ZH (Davidsbodenstrasse 19). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Oppliger-Wanner, Martha, geb. 1916, von Signau/BE (Missionsstrasse 20). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Rabbiosi, Rosmarie, geb. 1943, von Safnern/BE (Bruderholzweg 21). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Rinderknecht-Schönhaar, Willy, geb. 1936, von Basel/BS (Lehenmattstrasse 169). Trauer-

feier: Freitag, 2. Mai, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rüger, Walter, geb. 1943, von Bottmingen/BL (Horburgstrasse 54). Wurde bestattet.

Schilliger-Beck, Nelly, geb. 1924, von Weggis/LU (Mülhuserstrasse 35). Wurde bestattet.

Schmid-Roffler, Alfred, geb. 1926, von Basel/BS (Socinstrasse 30). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Sourlier-Huser, Katharina Josefa Maria, geb. 1934, von Schelten/BE (Bruderholzweg 21). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Strub-Arnold, Heinrich, geb. 1916, von Riehen/BS, Allschwil/BL (Socinstrasse 55). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Thalmann-Heimann, Suzanne Yvonne, geb. 1934, von Schüpfheim/LU (Maulbeerstrasse 23). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Torghelle-Burkhalter, Thérèse, geb. 1943, von Wald/ZH (Liestalerstr. 29). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Wallnöfer, Josef, geb. 1937, von Basel/BS (Güterstrasse 223). Trauerfeier: Freitag, 2. Mai, 16.15 Uhr, Heiliggeistkirche Basel.

Wisler-Tollkühn, Waltraut Rosemarie, geb. 1925, von Sumiswald/BE (Sternengasse 27). Wurde bestattet.

Will, Elisabeth Emilie, geb. 1917, von Basel/BS (Holeestrasse 119). Trauerfeier: Freitag, 2. Mai, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Riehen

Deuber, Rose, geb. 1920, von Basel/BS (Dinkelbergstrasse 34). Trauerfeier: Montag 5. Mai, 10.30 Uhr, Pflegeheim Chrischona, Bettingen.

Gass, Berta Katharina, geb. 1923, von Riehen/BS (Inzlingerstrasse 230). Wurde bestattet.

Lörtscher-von Mühlenen, Albert, geb. 1923, von Dientigen/BE (Lachenweg 36). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Weingärtner, Marie Therese, geb. 1915, von Basel/BS (Inzlingerstrasse 230). Wurde bestattet.

Allschwil

Schneider, Erwin Mario, geb. 1940, von Nussdorf BL (Lettenweg 123). Trauerfeier und Beisetzung: Im engsten Familien- und Freundeskreis.

Arlesheim

Zingg, Jacqueline Jeanne, geb. 1933, von Busswil bei Melchnau BE (General Guisan-Strasse 45). Wurde bestattet.

Biel-Benken

Kleiber-Sacker, Karl, geb. 1921, von Biel-Benken BL (Kirchgasse 3). Abdankungsfeier: Donnerstag: 8. Mai, 14 Uhr, ref. Kirche Biel-Benken.

Binningen

Bannier, Eduard, geb. 1941, von Oberwil BL (Wassergraben 5). Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Birsfelden

Graber-Wenger, Paul, geb. 1933, von Brittnau AG (Sonnenbergstrasse 5). Abdankung im engsten Freundeskreis.

Micco, Giovanni Cosimo Damiani, geb. 1938, von Birsfelden (Sonnenbergstrasse 34). Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Muttenz

Derendinger-Mezger, Maria Anna, geb. 1920, von Muttenz BL, Lützkofen-Ichertswil SO (Lutzerstrasse 1). Es findet keine Abdankung statt.

Mesmer-Moser, Rosa, geb. 1918, von Muttenz (Tramstrasse 83, APH Zum Park). Wurde bestattet.

Münchenstein

Fuchs-Hegne, Maria Maria-Magdalena, geb. 1916, von Birschlach BL, Münchenstein BL (Pumpwerkstrasse 3). Wurde bestattet.

Oswald, Enrico, geb. 1963, von Val Müstair GR (Schluchtstrasse 26). Wurde bestattet.

Pelletier-Keller, Marie Anna, geb. 1930, von Muriaux JU, Sommeri TG (Gustav Bay-Strasse). Wurde bestattet.

Ramseier-Tschudin, Walter, geb. 1918, von Trub BE (Pumpwerkstrasse 3). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Sambueno-Tschan, Felipe, geb. 1930, von den Vereinigten Staaten (Heiligholzstrasse 50). Abdankung: Samstag 3. Mai, 14 Uhr, Jehovas Zeugen, Dittingen.

Schüpbach-Netzer, Gertrud Maria Berta, geb. 1915, von Basel BS (Pumpwerkstrasse 3). Abdankung und Urnenbestattung: Mittwoch 7. Mai, 14 Uhr, Abdankungshalle Friedhof Bromhübel Arlesheim.

Stern, Harald Leonard, geb. 1923, von Regensberg ZH (Pumpwerkstrasse 3). Abdankung: Freitag, 9. Mai, 14.30 Uhr, Kirchengemeindehaus der reformierten Kirchengemeinde, Münchenstein.

Pratteln

Weisskopf-Ruetz, Susanne, geb. 1929, von Pratteln BL (Bahnhofstrasse 3a). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schaub, Kurt, geb. 1923, von Muttenz BL, Basel BS, Rünenberg BL (Bahnhofstrasse 40, APH Nägelin-Stiftung). Urnenbeisetzung und Trauerfeier: Freitag, 9. Mai, 14 Uhr, ref. Kirche St.-Arbogast Muttenz.

Reigoldswil

Weisskopf-Wagner, Elisabeth, geb. 1921, von Pratteln (Oberbiel 27, c/o APH Moosmatt). Abdankung: Dienstag, 6. Mai, 14 Uhr, Friedhof Blöchen.

Reinach

Benes, Miroslav, geb. 1942, von Riehen BS (Stockackerstrasse 119). Wurde beigesetzt.

Bossert, Josef, geb. 1939, von Willisau LU (Aumattstrasse 79). Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 7. Mai, 14 Uhr, Friedhof Fiechten.

Giesser, Eugen, geb. 1922, von Basel BS (Lachenweg 16). Wurde beigesetzt.

Längin-Taymann, Marie, geb. 1944, von Basel BS (Gruthweg 2). Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Schwarz-Loop, Trudi, geb. 1942, Reinach BL (Klusweg 54). Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 9. Mai, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Stamm-Grünig, Gertrud, geb. 1931, von Basel BS, Schleithem SH (Austrasse 24). Wurde beigesetzt.

Stalder, Arnold, geb. 1936, von Lungern OW (Habshagstrasse 15). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis, Friedhof Fiechten, Reinach.

Rodersdorf

Schaub, Emil, geb. 1931, von Ettingen BL. Abdankungsfeier: Dienstag, 13. Mai, 14 Uhr, Kirche Rodersdorf.

Röschenz

Schnell-Segginger, Therese, geb. 1929, von Röschenz BL (Rübackerstrasse 20). Trauergottesdienst und Urnenbeisetzung, Dienstag, 6. Mai, röm.-kath. Kirche St. Anna in Röschenz.

Nicht deine Werke,
die alle vergänglich
und unendlich klein sind,
können Wert und Dauer haben,
sondern nur der Geist,
in dem du wirktest.
Thomas Carlyle

Dorothee Ninck

geb. 22. April 1946

ist am 23. April 2014
nach kurzer heftiger Krankheit in Basel gestorben.

Um sie trauern
Ihre Verwandten und ihr Freundeskreis

Kontaktadresse:
Frau Anna Ninck, Wohllebasse 13, 8001 Zürich

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen.

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30-12 Uhr und von 13-17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

Platzmangel

Viele Fahrende auf Standplatzsuche leiden unter der Passivität der Behörden. Auch in der Region Basel.

Kein Gehör für Fahrende

von Renato Beck

Die schwarzen Wolken über dem Augsterstich müssen sich tagelang mit ungueter Energie aufgeladen haben. Jetzt befreit sich der Himmel davon und schickt Regen herunter auf die Kiesfläche in Kaiseraugst, wo Fahrende einen Stellplatz haben. Dort sitzen an einem Campingtisch vor ihrem Wohnwagen Nathalie und Franco bei Pulverkaffee und Parisienne gelb. Ihr Frust entlädt sich wie eine Gewitterwolke.

«Wir wurden nach Strich und Faden verschart.» Franco steckt sich eine an, und mit jedem Wort, das er spricht, kommt eine kleine Rauchwolke mit, wie aus dem Schlund eines erwachten Vulkans. Der 46-jährige Bündner zeigt eine Karte des Bundes, auf der die Stand- und Durchgangsplätze für Fahrende eingetragen sind. «Nicht mal die Hälfte existiert wirklich.»

Seit zehn Tagen ist die kleine Gruppe in Kaiseraugst, jetzt würden sie gerne weiterziehen – doch wohin? Ihre Reise ist zu einem Halt gekommen. Franco macht nicht nur die Behörden dafür verantwortlich, auch die Vertretung der Fahrenden, die Radgenossenschaft, habe versagt: «Sie haben jahrelang Subventionen kassiert, aber uns keinen einzigen Platz beschafft.»

Voll belegte Plätze

Auch die Durchgangsplätze in der Region sind voll belegt. Der Stellplatz in Kaiseraugst, der grösste in der Region, ist so gut wie immer ausgebucht. Gedacht für ausländische Roma, dient er inzwischen auch Schweizer Jenischen als Zwischenhalt, was auch für Reibereien sorgt. Eine Alternative besteht nur in Liestal, wo die Stadt nach einer Protestaktion von Jenischen im Jahr 2000 einen Platz für zehn Wohnwagen bereitgestellt hat. «Liestal ist vorbildlich», sagt Franco. Dort hat es Duschen, Strom- und Wasseranschlüsse. In Kaiseraugst haben die Plumpsklos keine Türen. Ein Wasserhahn muss für den ganzen Platz genügen.

Kleine Plätze gibt es noch in Wittinsburg und Aesch – ohne die einfachste Infrastruktur. In Aesch müssen sich Fahrende

erst bei der Gemeinde anmelden, bevor sie auf den Platz können. Für Frischwasser müssen sie den nahen Tennisclub angehen.

«Die Situation ist desolat», sagt Franco. «Das Lied ‹Lustig ist das Zigeunerleben› muss umgeschrieben werden.» Daran ändert auch nichts, dass Baselland seit 20 Jahren einen Verfassungsartikel hat, wonach der Kanton den Fahrenden Plätze anbieten muss. Soeben hat der Landrat ein Gesetz verabschiedet, das den Kanton zur Zusammenarbeit mit den Gemeinden anhält, damit die 10 Stand- und 20 Durchgangsplätze realisiert werden, die ein Gutachten des Bundes seit 2001 vom Baselbiet verlangt.

In der Region ist ein Phänomen zu beobachten, das schweizweit anzutreffen ist. Unkomplizierte Lösungen fallen weg zugunsten eines bürokratisierten Verfahrens, das meistens ergebnislos bleibt. Früher konnten Fahrende auf dem Parkplatz im St. Jakob ihren Wagen abstellen – informell, ohne zonenrechtliche Konformität, vereinzelt wurden Überwinterungen im Riehener Sarasinpark geduldet. All diese Standplätze sind in den letzten Jahren verschwunden.

Aus zonenrechtlichen Bedenken sah die Basler Regierung davon ab, den Fahrenden das Migrol-Areal im Hafen freizugeben – obwohl der Richtplan verlangt, sich «bietende Gelegenheiten» bei Zwischennutzungen für einen Standplatz zu ergreifen. Dass auf demselben Gebiet das linksalternative Wohnprojekt Wagenplatz geduldet wird, sei «ein Widerspruch», sagt Marc Keller, Sprecher des Baudepartements. Um einen Platz bemüht hat sich Basel nie.

Bereits zu Beginn der 1990er-Jahre reichten Aktivistinnen eine Petition ein, der die Behörden nie nachgekommen sind. 2003 verlangte das Bundesgericht, dass Basel einen Standplatz herrichten müsse. Passiert ist nichts. Zehn Plätze müsste der Stadtkanton eigentlich anbieten.

Bis Ende Jahr, verspricht Keller, sei die Evaluation möglicher Plätze abgeschlossen. Den Prozess verzögert habe die Klärung der Frage, ob die Stadt einen winter-tauglichen Stand- oder einen Durchgangs-



Der Stellplatz in Kaiseraugst ist der grösste in der Region Basel. Seine Infrastruktur ist erbärmlich.

FOTO: NILS FISCH

platz finden müsse. «Es ist möglich, dass wir zum Schluss kommen, in Basel gebe es keinen geeigneten Ort», sagt Keller. Dann werde man in der Agglomeration suchen. Schnelle Resultate sind auch bei dieser Variante nicht zu erwarten. Noch hätten keine Gespräche mit Baselbieter Gemeinden stattgefunden, räumt Keller ein.

Franco und Nathalie fühlen sich nicht ernst genommen. Die 26-jährige Mutter umschreibt ihre Situation so: «Es ist so, wie wenn sich 100 Menschen um fünf Wohnungen bewerben.» Seit Kindesbeinen ist sie auf der Reise, wie das die Fahrenden nennen. Zwei, drei Wochen am selben Ort, dann weiter. Und einmal im Jahr die grosse Wallfahrt nach Saintes-Maries-de-la-Mer in der Camargue.

Finanzielle Probleme

Die Jenischen verdienen ihr Geld mit dem Türverkauf von Haushaltsprodukten und mit Handwerksarbeiten. Franco verkauft Besen. Um seine Stammkunden zu bedienen, muss er vor Ort sein können, sonst verliert er seine Existenzgrundlage.

Ein Tag auf einem Stellplatz kostet bis zu 25 Franken. «Aber wir helfen einander, die Familie ist das, was uns stark macht», sagt Nathalie. Hat jemand kein Geld, springt ein Bekannter oder ein Verwandter ein. Der familiäre Zusammenhalt, die gemeinsamen Feste, das sind die schönen Seiten eines von täglichen Gängelungen und Beleidigungen belasteten Lebens.

Der Regen in Kaiseraugst setzt aus, als Nathalies Sohn von der Schule heimkommt. Ein symbolischer Augenblick. Sie setzen viel auf die neue Generation. Die Jungen, sagt Franco, seien bereit, einen Platz für die Jenischen in der Gesellschaft zu erkämpfen. Anders scheint es nicht zu gehen.

tageswoche.ch/+0j606

×

5. KONZERT
COLLEGIUM MUSICUM BASEL
DAS SINFONIEORCHESTER

FREIDAG, 9. MAI 2014
19.30 UHR
STADTCASINO BASEL MUSIKSAAL

FREDERIC BELLI Posaune
KEVIN GRIFFITHS Dirigent

GEORGE ANTHEIL
 A Jazz Symphony

DANIEL SCHNYDER
 Posaunenkonzert (Europäische Erstaufführung)

ANTONÍN DVOŘÁK
 Sinfonie Nr. 9 e-moll op. 95 «Aus der Neuen Welt»

Vorkonzert 18.15 Uhr: SMART – AND VERY BRITISH!
 Bläserensemble WINDSPIEL Musikschule Basel Musik-Akademie
 Leitung: Franz Leuenberger

Vorverkauf: Bider & Tanner | Musik Wyler Basel, Tel. 061 206 99 96,
 www.biderundtanner.ch, Stadtcasino Basel, BaZ am Aeschenplatz,
 SBB Basel und weitere Vorverkaufsstellen. Reduzierte Preise für
 Kinder, Jugendliche, Studenten. Vorkonzert gratis.
 www.collegiummusicumbasel.ch

Circolino Pipistrello

Sucht Teammitglieder für die Saison 2015. Frauen, Männer und Zivis für Kinderanimation, Büro, Traktoren, Werkstatt, Kochen, Zirkustheater und Musik.

Infoabende
 22. Mai in Winterthur
 10. Juli in Zug

Anmeldung: 079 357 88 47
 circolino@pipistrello.ch
 www.pipistrello.ch

Starkes Land. Faire Löhne.

Wer in der Kultur arbeitet, kämpft ständig gegen Selbstausbeutung - ein Mindestlohn fördert künstlerische Unabhängigkeit.

Miriam Schulte
 Kulturschaffende

JA zum Lohnschutz zum Mindestlohn



BILDUNGSZENTRUM kvBL
 Reinach. Muttenz. Liestal.

Beweisen Sie es.

Fachkompetenz ist nachweisbar. Zum Beispiel mit unserem Nachdiplom Projektmanagement – eidg. anerkannt.

Mehr auf
[www.bildungszentrumkvbl.ch/nachdiplom](http://bildungszentrumkvbl.ch/nachdiplom)

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.



Bio gegen Hunger: Hilfe zur Selbsthilfe.

Per SMS 20 Franken spenden.
 Mut 20 an 488.

SWISSAID
 Ihr mutiges Hilfswerk.

Tagess Woche

Kundencenter Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse.
 Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
 Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
 info@neuemedienbasel.ch

Fahrende

Die Jenischen haben ein Imageproblem. Dafür verantwortlich sind aber nicht sie selbst, sondern die Mehrheitsgesellschaft.

Wer sind diese Leute?

von Georg Kreis

Die Situation könnte kaum gegensätzlicher sein: Auf der Berner Allmend sind Fahrende vertrieben worden, weil dieser Platz für andere «Fahrende», die automobilen Messebesucher der BEA, benötigt wurde. In der Folge haben sich die Vertriebenen, die fahren, aber nicht anhalten dürfen, in der Gemeinde Nidau mit Gewalt (Vornschneidezange gegen Verschlusskette) Zugang zu einem unbenutzten Expo.02-Gelände verschafft, das in die Zuständigkeit der öffentlichen Kommunalgewalt fällt.

Wie kommen die zu solchen Autos?

Diese Ereignisse zeigen, wie strukturelle Diskriminierung, wenn sie nicht einfach hingenommen wird, in rechtswidriges Verhalten kippen kann. Die Schweizer Fahrenden haben es nicht leicht in ihrem beziehungsweise in unserem Land – umgekehrt ist es nicht einfach, eine angemessene Haltung ihnen gegenüber zu finden.

Die Fahrenden haben ein Imageproblem. Und wie bei jedem Imageproblem stellt sich die Frage, wer dafür verantwortlich ist: der Abgebildete oder die Abbildenden. Die Meinung, dass auf beiden Seiten Ursachen zu finden seien, lässt einen zentralen Punkt ausser acht: Minderheiten sind generell, weil sie Minderheiten sind, dem Automatismus der negativen Verallgemeinerung ausgesetzt. Da können positive Erfahrungen aus konkreten Begegnungen die verwurzelten Vorstellungen nicht ausgleichen.

Die Medien tragen einiges zur schiefen Wahrnehmung bei, es dominieren – wie bei anderen Minderheiten – Kommentare der Mehrheitsangehörigen, der Politiker, Beamten und Polizisten, während die Minderheit kaum eine Stimme hat.

So müssen die Fahrenden, wenn sie zu Wort kommen, stets betonen, dass sie keine Gänse stehlen, dass sie einen Beruf und ein Berufsethos haben, dass sie Schweizer Bürger sind, dass sie ganz normal Steuern bezahlen, dass sie auf Durchgangsplätzen das bezogene Wasser sowie den Strom bezahlen, dass sie ihren Abfall mindestens so ordentlich entsorgen wie Sesshafte.

Selbst die Entwarnungen tragen indirekt etwas zur Problematisierung bei – wenn Gemeindeverantwortliche mit zwar nötigen, aber auch vielsagenden Erklärungen feststellen, dass man mit Fahrenden im Allgemeinen doch «gute Erfahrungen» mache. Alles in allem wissen wir über die Probleme der Mehrheitsgesellschaft im Umgang mit Minderheiten mehr als über die Lebenswirklichkeiten der angeblichen «Problemverursacher». In diesem Punkt gleichen sich Antiziganismus (Zigeunerfeindlichkeit) und Antisemitismus.

Aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft geraten oft die tollen Autos und Anhänger («grossi Chäre») ins neidvolle Auge. Man fragt sich, wie diejenigen, die tendenziell als arme Schlucker eingestuft werden, sich so was leisten können. Wie und warum es Herr und Frau Schweizer zu einem Eigenheim gebracht haben, das fragt allerdings niemand.

Die Fahrenden sind kein Verein von Rahmdeckeli-Sammlern.

Zum Imageproblem tragen auch die Auswirkungen bei, die sich aus dem Transit von ausländischen Fahrenden ergeben. Diese verhalten sich zuweilen recht rücksichtslos, denn sie haben keinen Bezug zum Land und oft auch nicht vor, noch einmal wiederzukommen. Einen Extrembeleg dafür lieferte eine Roma-Hochzeitsgesellschaft mit 800 Leuten, die im Sommer 2012 im Unterwallis ohne Erlaubnis eine Wiese besetzte und einen grossen Abfallberg sowie Exkremate hinterliess.

Schweizer Fahrende wünschen sich neuerdings für sie reservierte Durchgangsplätze und distanzieren sich von ihren «fremden Brüdern und Schwestern». So verständlich das ist, die Reproduktion des Bildes von den «guten Eigenen» und den «schlechten Anderen» stimmt nachdenklich. Es zeigt einmal mehr, dass diskriminierte Minderheiten – unter anderem we-

gen Mehrheitsdruck und Distanzierungszwang – geneigt sind, selbst erfahrene Diskriminierung an andere weiterzugeben.

Der Rechtfertigungsdiskurs, zu dem sich die Fahrenden gezwungen sehen, schwankt zwischen dem doppelten Betonen des Gleichseins und dem Anspruch auf Anderssein. Man kann sich darauf berufen, dass Menschenrechte und Grundrechte überall die gleichen seien und dass es kein Widerspruch ist, wenn das universale Gleichheitsprinzip auch den Anspruch auf Eigenheit und Andersheit einschliesst.

Der Anspruch auf Andersheit ist im Fall der Fahrenden nicht bloss universell begründet, sondern auch historisch gerechtfertigt. Er entspringt nicht einer Laune oder einem modischen Bedürfnis auf willkürlich und frei gewählte Differenz und Identität. Die Fahrenden sind kein Verein von Rahmdeckeli-Sammlern.

Nur fast wie ein kleiner Kanton

Die für alle geltenden Bestimmungen werden aus der Interessenlage der Mehrheitsgesellschaft geschaffen, ohne lange Überlegungen, was das für Minderheiten bedeutet. So entsteht, was man strukturelle Diskriminierung nennt. Für die naturgemäss transkantonal arbeitenden Fahrenden haben etwa die kantonal definierten Gewerbebewilligungen zu unbeabsichtigten Erschwerungen geführt. Die aus allgemeiner Sicht richtigen Zonenordnungen verbieten den Bauern, Fahrenden aufgrund privater Vereinbarungen Durchgangsplätze zu gewähren, und Fahrende dürfen aus dem gleichen Grund nicht einmal auf eigenem Boden in einem sogleich als Haus eingestuften Wohnwagen leben.

Kulturelle und politische Rechte beruhen in der Schweiz auf dem Territorialitätsprinzip. Wer nicht über einen kompakten Raum (eine Talschaft, eine Region) verfügt, hat es schwer, sich Geltung zu verschaffen. Es gibt daher die Idee, die Jenischen quasi als 27. Kanton zu betrachten und ihnen eine eigene politische Vertretung zu ermöglichen. Nur: Auch wenn die rund 35 000 Jenischen in der Schweiz der Einwohnerzahl eines kleinen Kantons entsprechen, so ist doch die Frage, wer zu diese Gruppe zu zählen ist, nicht zu klären.

Die Schweiz ist 1998 dem vom Europarat entwickelten Internationalen Rahmenabkommen zum Schutze nationaler Minderheiten beigetreten. Doch was bedeutet das für die legitimen Lebensbedürfnisse der Fahrenden? Die meisten Anerkennungsbedingungen bleiben im Programmatischen stecken und begründen keine einforderebaren Rechte. Eine uneingelöste Erwartung ist, dass bei gewissen Diskriminierungsfragen die Beweislast umgekehrt würde: statt der Nichtbenachteiligung müsste die Benachteiligung belegt werden.

Die Fahrenden haben aus der akuten Durchgangsplatz-Problematik – mehr getrieben als gewollt – wieder einmal von sich reden gemacht. Nun sollten den Worten Taten folgen.

tageswoche.ch/+ 28kpm

×

Das Erlenmattquartier wächst rasant. Trotzdem wird über eine 68 Millionen Franken teure Tramlinie gestritten.

Trubel um ein bisschen Tram

Für die Erweiterung des Erlenmattareals ist das Tram essenziell. FOTO: A. PREOBRJENSKI



von Yen Duong

Sieben Baukräne ragen im Westen des Erlenmattareals in den Himmel, Männer in orange-gelben Gewändern hämmern und bohren in eine neue Zukunft. Auf dem Areal des ehemaligen Güterbahnhofs der Deutschen Bahn herrscht nach jahrelanger Geisterstille plötzlich Hochbetrieb, das Quartier entwickelt sich baulich rasant. Die vor fünf Jahren bezugsbereite Überbauung «Erlentor» mit dunkelgrauer Steinfassade und einer hohen Mieterfluktuation erhält schon bald erste Nachbarn. Bis Anfang 2016 entstehen im Westen des neuen Stadtviertels sechs Gebäude mit insgesamt 663 Wohnungen im 2000-Watt-Standard, davon 63 für betreutes Wohnen. Bei der Überbauung «Erlengrün» sind anderthalb Jahre vor Fertigstellung 30 der 42 Eigentumswohnungen bereits verkauft, ebenso die sechs Reihenhäuser.

Auf dem Baufeld A sollen die Bauarbeiten für Verkaufs- und Büroflächen, ein Hotel sowie Miet- und Eigentumswohnungen 2016 starten. Und auch die Stiftung Habitat macht im Osten des Areals vorwärts, die ersten der 300 Wohnungen werden Ende 2016/Anfang 2017 bezugsbereit sein. Das Geld fliesst ins totgesagte Quartier. Für die Verwaltung – die wegen der vielen Besitzerwechsel die Übersicht über die Arealentwicklung verloren und es selber versäumt hatte, den Boden der Deutschen Bahn abzukaufen – ist dies nach langem Hin und Her eine erfreuliche Nachricht.

Dieses Mal soll es mit der erfolgreichen Belebung des Quartiers endlich klappen. Laut dem Bau- und Verkehrsdepartement wird in den nächsten Jahren rund eine Milliarde in das Gebiet investiert, 800 Millionen von Investoren, 200 Millionen von der öffentlichen Hand – etwa in Form eines Primarschulhauses, eines Kindergartens und einer Turnhalle. Die Verwaltung rechnet mit 2500 Einwohnern und 500 Arbeitsplätzen in dieser Siedlung.

Teuer wegen Schwarzwaldtunnel

Krönung dieser Entwicklung soll eine 1,2 Kilometer lange Tramlinie bilden. Geht es nach der Regierung, soll ab 2019 das Erlenmatt-Tram vom Badischen Bahnhof durch die Schwarzwaldallee und die Erlenstrasse zum Riehenring fahren. Gemäss derzeitigem Planungsstand ist vorgesehen, die heutige Tramlinie 1/14 zu trennen. Die Tramlinie 1 würde dann von der Dreirosenbrücke weiter via Erlenmatt zum Badischen Bahnhof fahren und die Linie 14 ab Messeplatz wie bisher zur Dreirosenbrücke und ab dort weiter zum Wiesenplatz führen. Die heutige Einsatzlinie 21 (Badischer Bahnhof-Voltaplatz) würde gestrichen.

68 Millionen kostet das Erlenmatt-Tram, der Bund übernimmt knapp 12 Millionen davon. Trotzdem noch viel zu teuer, finden die Bürgerlichen und haben das Referendum gegen den Grossratsbeschluss vom Oktober 2013 ergriffen. Am 18. Mai entscheidet sich an der Urne, ob das Erlen-

mattareal eine Tramverbindung erhält oder nicht. Konkret geht es um einen Kredit von 77 Millionen, denn in derselben Vorlage ist der Ausbau des Bahnhofvorplatzes beim Badischen Bahnhof enthalten. Laut der Regierung sind die hohen Kosten für die Erlenmatt-Verbindung darauf zurückzuführen, dass dafür der Schwarzwaldtunnel auf 400 Metern Länge verstärkt werden muss und auch eine Erschütterungsdämmung geplant ist.

Im Durchschnitt benutzen nur 15 Personen den Bus vom Badischen Bahnhof in die Erlenmatt.

Der LDP-Grossrat Heiner Vischer wehrt sich vehement gegen diesen ÖV-Ausbau. An einem Podium der Kleinbasler FDP mit Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels diese Woche bezeichnete er das 68 Millionen teure Erlenmatt-Tram als «Blinddarm zwischen dem Badischen Bahnhof und Riehenring». Für ihn und sein Referendumskomitee ist der Bau dieser Linie «absurd», zumal das Quartier bereits heute mit der Tramlinie 14 und dem Bus 30 gut an den öffentlichen Verkehr angebunden sei. Zudem würden im Durchschnitt gemäss Erhebungen der BVB nur 15 Personen den heutigen Bus vom Badischen Bahnhof ins Erlenmattquartier nutzen.

An einem Dienstagmorgen sind es sogar weniger. Gerade zehn Personen steigen um 8.55 Uhr beim Badischen Bahnhof in den 30er, niemand steigt bei der Haltestelle Erlenmatt aus, nur eine Person hinein.

Laut Auskunft der BVB ist die Zahl von 15 Personen pro Bus ein Durchschnittswert. «In Spitzenzeiten nutzen 40 bis 45 Kundinnen und Kunden die Busse. Damit ist jeder Sitzplatz in einem Gelenkbus besetzt», sagt BVB-Sprecherin Jelena Dobrivojevic. Die geplanten Überbauungen würden zudem dazu führen, dass die Nutzung des ÖV im Bereich Erlenmatt zunehmen werde.

Dass das Erlenmatt-Tram teuer ist, bekommt Regierungsrat Wessels selbst von ÖV-Befürwortern immer wieder zu hören. Er räumt ein: «Wenn man nur isoliert das Stück vom Badischen Bahnhof zur Erlenmatt betrachtet, dann macht das Projekt wenig Sinn. Aber man muss das Ganze sehen.» Damit meint er, dass das Erlenmatt-Tram der erste Mosaikstein einer geplanten Tramverbindung über die Johanniterbrücke bis zum Bahnhof SBB ist, welche die jetzige Buslinie 30 ersetzen soll.

Gemäss dem vom Grossen Rat abgesetzten Plan (Tramnetz 2020) soll die Strecke des Erlenmatt-Trams zu einem späteren Zeitpunkt ausserdem vom Wettsteinplatz durch die Grenzacherstrasse und die Schwarzwaldallee zum Badischen Bahnhof führen – somit könnte auch Roche mit dem Tram erschlossen werden. Ein Tram, das auf einen Schlag die beiden Arbeitsgebiete Novartis Campus und Roche sowie die drei Bahnhöfe Basel SBB, Badischer Bahnhof

und St. Johann miteinander verbindet: Davon träumt man im Bau- und Verkehrsdepartement schon lange. «Optimieren auf hohem Niveau» lautet Wessels' Devise.

Praktisch ohne Parkplätze

Für Heiner Vischer besitzt die 1,2 Kilometer lange Strecke in die Erlenmatt keine Priorität und ist auch nicht notwendig für weitere Ausbauten. «Eine Tramverbindung über die Johanniterbrücke ist auch ohne Erlenmatt-Tram möglich. Ausserdem gäbe es dringendere Ausbauten, wie zum Beispiel eine Tramverbindung zum Roche-Turm», sagt er. Bewohner der neuen Überbauungen im Westen des Erlenmattareals würden zudem eher den Bus oder die Tramlinie 14 benutzen, da diese sich näher befänden, als es die neue Tramhaltestelle Erlenmatt wäre.

Für die Stiftung Habitat, die im Osten des Areals mit 900 zusätzlichen Bewohnern rechnet, ist das Erlenmatt-Tram essenziell: «Erlenmatt Ost wird eine autofreie Überbauung. Wir bauen zwar eine Einstellhalle, aber mit nur ganz wenigen Autoeinstellplätzen. Auf zehn Wohnungen wird nur ein Autoeinstellplatz zur Verfügung stehen», sagt der Leiter des zuständigen Projektbüros, Urs Buomberger. Entsprechend wichtig sei die optimale Ausgestaltung des öffentlichen Verkehrsnetzes. «Für Basel ist die Erlenmatt eine grosse Chance, um frühzeitig eine zukunftsgerichtete Verkehrspolitik aufzugleisen. Die Lebens- und Wohnqualität auf der Erlenmatt soll hoch werden, und dazu passt das Erlenmatt-Tram.»

tageswoche.ch/+n6i2k

x

ANZEIGE



LEERE KASSEN?

NEIN ZU DEN KAMPFJET-MILLIARDEN!

WWW.STOP-GRIPEN.CH

Überparteiliches Regionalkomitee NEIN ZU DEN KAMPFJETMILLIARDEN

Elisabeth **ACKERMANN**, Co-Präsidentin Grüne BS; Mirjam **BALLMER**, Co-Präsidentin Grüne BS; Conni **BIRCHMEIER RESCH**; Oliver **BOLLIGER**, BastA!; Florence **BRENIKOFER**, Präsidentin Grüne BL; Anita **FETZ**, Ständerätin BS; Martin **FLÜCKIGER**, Parteisekretär BastA!; Harald **FRIEDL**, Vizepräsident Grüne BS; Christoph **FROMMHERZ**, Landrat Grüne; Kathrin **GIOVANNONE**, Vorstand Grüne Schweiz; Maya **GRAF**, Nationalrätin Grüne BL; Beatriz **GREUTER**, Grossrätin SP; Thomas **GROSSENBACHER**, Grossrat Grüne; Kathrin **HAEBERLI**, lic. phil.; Rolf **HÄRING**, eh. Grossrat BastA!; Anna **HIRT**, Grüne BS; Nina **HOCHSTRASSER**, Vorstand SP BS; Salome **HOFER**, Grossrätin SP; Anina **INEICHEN**; Beat **JANS**, Nationalrat SP BL; Stefan **KELLER**; Dominique **KÖNIG**, Grössrätin SP; Anita **LACHENMEIER**, Grossrätin Grüne; Roland **LAUBE**, Gemeinderat Gelterkinden; Susanne **LEUTENEGGER OBERHOLZER**, Nationalrätin SP BL; Steffi **LÜTHI-BRÜDERLIN**, Fraktionspräsident SP BS; Philippe **MACHEREL**, Grossrat SP; Alfred **MEIER**; Jürg **MEYER**, Grossrat SP; Heidi **MÜCK**, Grossrätin BastA!; Jost **MÜLLER VERNIER**, Umweltschützer; Andreas **NIDECKER**; Eric **NUSSBAUMER**, Nationalrat SP BL; Franziska **ROTH**; Hansruedi **RYTZ-PREISWERK**, Dr. phil. Historiker; Philippe **SCHOCH**, Landrat Grüne; Jan **SCHUDEL**; Jürg **STÖCKLIN**, Grüne; Martin **STOHLER**, Vorstand Grüne BS; Eva **STRUB**, Co-Präsidentin jgb; Oliver **THOMMEN**, Grüne; Benjamin **VAN VULPEN**; Andreas **VINCENZI**; Jörg **VITELLI**, Grossrat SP; Michael **WÜTHRICH**, Grossrat Grüne; Stefan **ZEMP**, Landrat SP.

Spenden an: PC 40-19338-4. Email: regionalkomiteeinzugripen@gmail.com.

Überall gibt es Menschen, deren Herz für Rotblau schlägt. Wo sie wohnen und wer sie sind, erfahren Sie hier.

1 Million Fans, 50 Gesichter

von David Bauer

Die Dauerpräsenz im europäischen Rampenlicht in den letzten Jahren hat den FC Basel in Sphären katapultiert, die die Schweizer Konkurrenz weit hinter sich lassen. Das gilt nicht nur für die finanzielle Potenz, sondern auch den Bekanntheitsgrad. Anfang März 2014 konnte der FCB stolz

verkünden, dass nun über eine Million Menschen sich auf Facebook zum Club kennen.

Die Champions-League-Auftritte 2013, vor allem gegen Chelsea, und das gestiegene Interesse an Mohamed Salah – nicht zuletzt im Zusammenhang mit seinem Wechsel zu Chelsea – liessen die Zahl der «Likes»

gegenüber dem Herbst 2013 auf über das Doppelte anwachsen. Mit inzwischen rund 1,1 Millionen Likes lässt der FCB die nationale Konkurrenz weit hinter sich. Nummer zwei ist der FC Zürich mit rund 50 000 Fans auf Facebook, der Grasshopper Club, die Young Boys, der FC Sion und der FC Luzern kommen jeweils auf einige Zehntausend Fans.

Rotblaue Kolonien weltweit

Wir wollten etwas genauer wissen, wo sich diese Million FCB-Fans befinden. Mit Hilfe des FC Basel haben wir Facebook-Daten von rund zwei Jahren ausgewertet und konnten so über 100 Städte und Ortschaften mit rotblauen Kolonien auf der ganzen Welt zusammentragen.

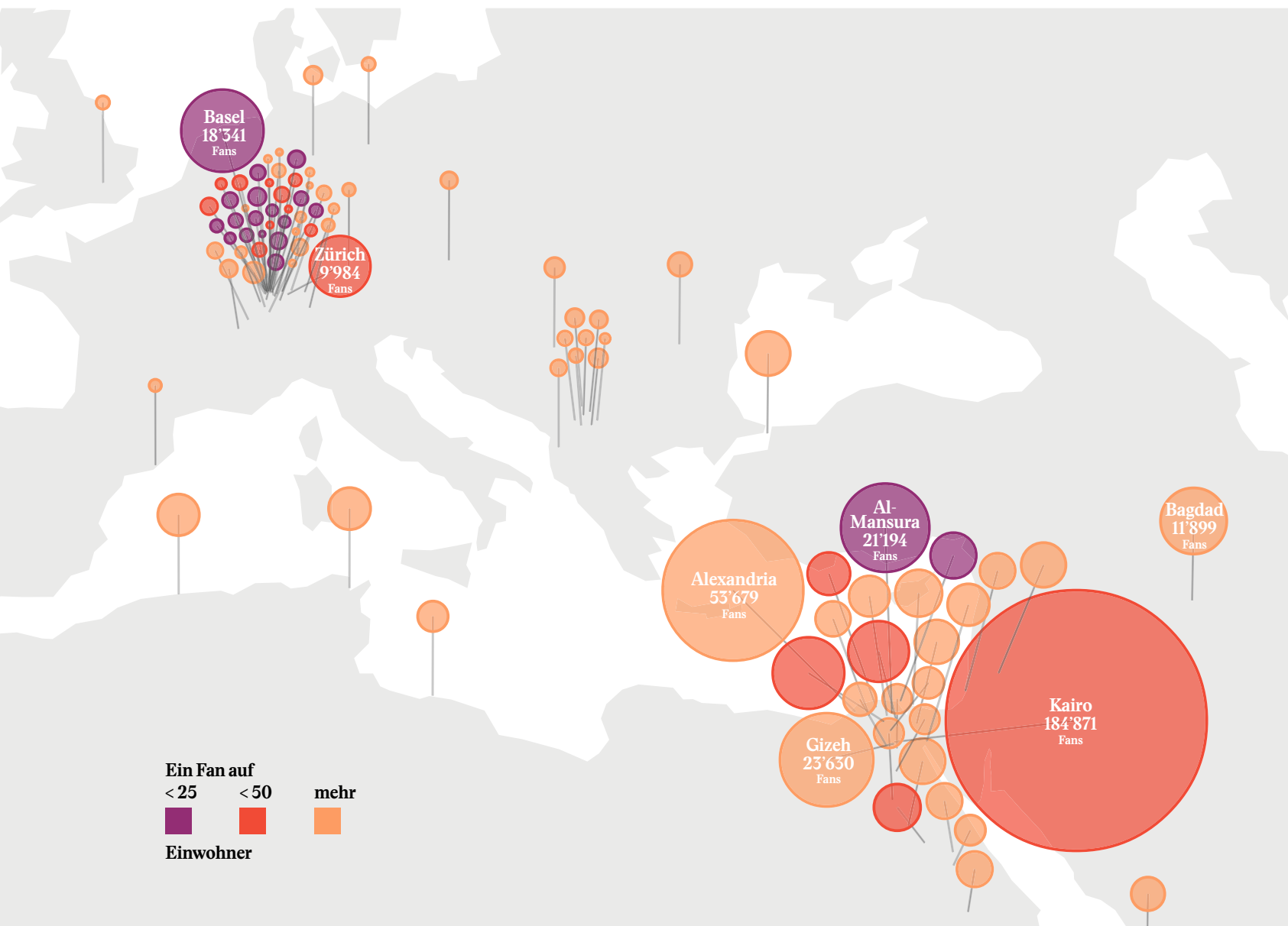
Vor zwei Wochen haben wir mit einer interaktiven Karte (zu finden über den Link unten) gezeigt, wo auf der Welt eine Million Facebook-Freunde des FC Basel leben. Und wir starteten einen Aufruf an FCB-Fans in aller Welt, sich bei uns zu melden und etwas über sich und ihre Leidenschaft für den Verein zu erzählen. Nun geben wir einzelnen Datenpunkten auf der Karte ein Gesicht.

Sind Sie FCB-Fan und möchten mitmachen? Dann füllen Sie den Steckbrief auf unserer Internetseite aus.

tageswoche.ch/+nrwhat

Rotblau am Roten Meer: Der Ägypter Salah brachte dem FCB Hundertausende von Fans.

GRAFIK: MORITZ STAFANER / ANTHONY BERTSCHI



«Leider kann ich die Spiele nicht im TV mitverfolgen, mein Götti und mein Gotti schicken mir aber die Resultate per SMS.»

von David Bauer

Galway, Goa, Niederhasli

Über 50 Fans haben unseren Steckbrief bereits ausgefüllt, pro Ortschaft haben wir den spannendsten ausgesucht. Vom sechsjährigen Jungen in Indien, über den Pfarrer im St. Gallischen Rheineck bis zu einem, der in Niederhasli jeweils am GC-Campus vorbeikommt.



Samuel Hertner, Rheineck, SG

Familienvater und Ehemann, aus beruflichen Gründen in die Ostschweiz ausgewandert. In Rheineck arbeite ich seit kurzer Zeit als evangelischer Pfarrer, inmitten vieler FCSG Fans. Selber spiele ich eher wenig Fussball, sondern Rugby.

Zum FCB gekommen: Mein Vater hat mich als Kind ins alte Joggeli mitgenommen, das Stadion schlechthin, an das der neue St. Jakob-Park nicht annähernd herankommt. Nicht lange gings und ich hatte meine erste Junior-Saisonkarte und begann, regelmässig an die Spiele zu gehen. Ich erinnere mich noch gern an die Stimmung, besonders an das offizielle Bengalen-Abbrennen vor Spielbeginn.

In besonderer Erinnerung: Da gibt es sehr viele. Spontan erinnere ich mich an das Meisterschaftsschlussspiel im Jahr 2002, als der FCB nach vielen Jahren wieder Meister wurde. Dieses Spiel verfolgte ich von der Muttenzerkurve aus und wurde dann völlig eingenebelt von einer schwarzen Rauchpetarde. Ich erinnere mich, wie wir das Tor des Noch-Lugano Spielers Julio Hernan Rossi bejubelten und ihn so schon vorzeitig im Joggeli willkommen hiessen – und weil Basel sowieso schon Meister war.

Lieblingsspieler: Yann Sommer

Verfolge die Spiele...: Vorwiegend über das Internet, via Liveticker oder via FCB Radio-App. Kaum ein Spiel vergeht, von dem ich nicht mindestens die Zusammenfassung gesehen habe. In den letzten beiden Jahren besuchte ich jeweils das Schlusspiel mit der Pokalübergabe.

Beat Waldvogel, Niederhasli, ZH

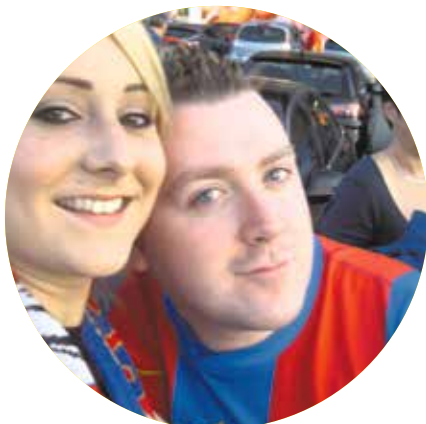
Paradoxerweise lebe ich in Niederhasli. Bei jedem Spaziergang mit meinem Hund laufe ich am GC Campus vorbei. Oft kann ich es nicht lassen, beim Training der Spieler noch rasch «Hopp FCB» zu rufen.

Zum FCB gekommen: Als ich sechs Jahre alt war, nahm mich der Vater unseres Nachbarn zu einem FCB-Spiel mit. Seither schlägt mein Herz rotblau.

In besonderer Erinnerung: Letztes Spiel in der Saison 2005/2006 gegen den FCZ. Ich war mit meinem Gottenmädchen am Spiel. Ich regte mich fürchterlich auf, wie man im letzten Spiel so verlieren kann. Mit so viel Schwung und Elan in die Saison gestartet, und dann aus Dummheit den Titel vergeben. Als schlimm empfand ich dann auch die Ausschreitungen.

Lieblingsspieler: Jimmy Chimenez

Verfolge die Spiele...: Früher war ich sehr oft an den Spielen. Heute mit der Familie geht das leider nicht mehr so oft. So verfolge ich die Spiele im TV oder im Liveticker. Für ein paar Spiele kann ich dann zwar doch mal ins Joggeli gehen.



Jonathan Lynch, Galway, Irland

Zum FCB gekommen: Meine Freundin ist aus Basel, ihre Familie ist FCB-verrückt. Für mich persönlich fing es an, als ich den FCB beim 3:3 in Manchester gesehen habe.

In besonderer Erinnerung: Ich habe einige richtig gute Spiele gesehen, wie jene gegen Chelsea und Manchester. Am stärksten in Erinnerung geblieben ist aber ein anderes: Vor ein, zwei Jahren musste ein Spiel gegen Luzern wegen gefrorenem Rasen abgesagt werden, und stattdessen hat ein Freundschaftsspiel auf Kunstrasen stattge-

funden. Ich stand an der Seitenlinie bei den Spielern – das vergesse ich nicht mehr.

Lieblingsspieler: Shaqiri

Verfolge die Spiele...: Livestream im Internet, eine andere Wahl habe ich nicht.



Ethan Da Silva, Goa, Indien

Ich bin ein sechsjähriger Junge aus Indien. Meine Mutter ist in Basel aufgewachsen, lebt aber seit über zehn Jahren in Indien.

Zum FCB gekommen: In unserer Familie fiebern alle mit dem FCB mit, und dies seit Jahren. Natürlich wurde ich durch meine Schweizer Wurzeln beeinflusst.

In besonderer Erinnerung: Natürlich das einzige Live-Spiel, das ich im St. Jakob-Park mitverfolgen durfte. Es war mein erster Besuch im Stadion. All diese singenden und tanzenden Fans – ein unvergesslicher Moment für mich. Zudem wurde ich von Kopf bis Fuss eingekleidet und stand stolz mit der Fahne auf der Tribüne.

Lieblingsspieler: Valentin Stocker

Verfolge die Spiele...: Leider kann ich sie nicht im Fernseher mitverfolgen, mein Götti und mein Gotti schicken mir aber regelmässig die Resultate per SMS zu, und manchmal schauen wir übers Internet.

Martin K., Malmö, Schweden

Zum FCB gekommen: Meine Freundin, die ich vor einem Jahr kennengelernt habe, ist Schweizerin und FCB-Fan.

In besonderer Erinnerung: Das Heimspiel gegen Valencia. Habe extra meinen Flug nach Basel so gelegt, dass ich das Spiel sehen kann und erst danach erfahren, dass die Uefa ein Geisterspiel verhängt hat. Die erste Halbzeit habe ich im Gare du Nord gesehen, bin dann zum Joggeli gefahren und habe die zweite Halbzeit auf einem Bildschirm verfolgt. Pretty cool!

Lieblingsspieler: Sommer

Verfolge die Spiele...: Live, Sportbar oder Stream. x

Alle über 50 Steckbriefe finden Sie unter: tageswoche.ch/+lyjmh

Sie veranstaltet Musikfestivals, führt Zwischennutzungen durch und darf, zusammen mit dem Verein «shift mode», die nächsten sechs Jahre im Hafen das Migrol-Areal verwalten.

«Man muss sich unterordnen»

von Matthias Opliger und Yen Duong

Für manche sind Katja Reichenstein und ihre Kumpane wie aus dem Nichts aufgetaucht, als die Regierung bekanntgab, dass der Verein «shift mode» die Bewirtschaftung des letzten freien Areals am Klybeckquai übernehmen soll. Dabei ist Reichenstein im kulturellen Basel und in der Ausgangsszene längst etabliert (Stadtmusik-Festival, «Ladybar»). Im Gespräch hat uns die ehemalige Radiojournalistin verraten, weshalb sie so gerne spricht und warum sie dies in fünf Fremdsprachen und acht Schweizer Dialekten tut.

Katja Reichenstein, wie erklären Sie sich, dass ausgerechnet Ihr Verein «shift mode» den Zuschlag am Hafen bekommen hat?

Ich glaube, die Verwaltung hat uns ausgewählt, weil sie uns vertraut. Wir haben in der Vergangenheit mit Projekten wie dem Stadtmusik-Festival im Innenhof des Kunstmuseums und der «Ladybar» an der Feldbergstrasse bewiesen, dass wir das gut

können und uns an örtliche Bedingungen anpassen.

Haben Sie sofort und ohne Vorbehalte zugesagt?

Unsere einzige Bedingung an die Verwaltung war, dass wir nicht als Rechtfertigung für eine Räumung des Wagenplatzes vorgeschoben werden.

Wie wird es im Hafen aussehen, wenn man im kommenden September an einem schönen Abend dorthin geht?

Es wird sicherlich bereits einzelne kleine Projekte geben, und zwar solche, die zuvor keinen langen Bewilligungsmarathon durchlaufen müssen. Ich hoffe auch, dass die Erschliessung mit Strom und Wasser dann schon erfolgt sein wird. Mit dem Bauen können wir ja erst nach der Kunstmesse Scope, also ab dem 2. Juli, anfangen. Die grossen Projekte werden also wohl erst im Sommer 2015 eröffnen. Dieses Jahr fangen wir erst einmal klein an.

Steht schon fest, welche Projekte den Anfang machen werden?

Die Bar «Ladybug» wird sicher vor Ort sein. Das ist ein Container, der wie ein Marienkäfer aussieht und von den Machern der «Ladybar» betrieben wird. Voraussichtlich wird sich auch eine Geigenbauerin auf einer kleinen Fläche niederlassen. Aber auch andere, nicht kommerzielle Projekte wie beispielsweise ein Food-Sharing-Projekt, das Leuten ermöglicht, miteinander Essen zu tauschen.

Wie viele Projekte wird es am Hafen insgesamt geben?

Wohl etwa vierzig. Es sind viele kleine Sachen vorgesehen. Unser Ziel ist, dass der Hafen möglichst rasch unkompliziert belegt werden kann und somit belebt wird. Es wird noch viel passieren dort unten.

Das sind grosse Pläne, wie wollen Sie das alles bezahlen?

Die Grundinfrastruktur wie Strom und Wasser wird von der Verwaltung finanziert, den Rest werden wir durch die Vermietung der Flächen an Einzelprojekte generieren. Es geht uns nicht darum, im Hafen das

Katja Reichenstein (1973) ist freischaffende Moderatorin, Sprecherin, Shiatsu-Therapeutin und Theaterpädagogin. Bis 2008 arbeitete sie bei Radio Basilisk. Seit 2005 betreibt die diplomierte Pflegefachfrau die wöchentliche Musikkiossendung livingroom.fm und ist Co-Leiterin des Stadtmusik-Festivals. Vor Kurzem erhielt ihr Verein «shift mode» den Zuschlag für die Bewirtschaftung des Migrol-Areals am Hafen. Katja Reichenstein ist verheiratet und lebt in Kaiseraugst.



«Andere würden sagen, ich bin ein Glückskind»: Katja Reichenstein.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

grosse Geld zu machen. Wir wollen kosten-deckend arbeiten können. Klar ist, dass die Höhe des Mietzinses, den unsere Mieter bezahlen müssen, davon abhängt, ob ihr Projekt kommerziell ist oder nicht.

Sind Kommerz und Zwischennutzung nicht etwas widersprüchlich?

Hochkommerziell wird sicherlich nur die Scope werden. Diese Einnahmen erlauben es uns, auch Projekte einzubeziehen, die kein Geld verdienen können, zum Beispiel einen Kinderspielplatz.

Ihr Stadtmusik-Festival fällt zum zweiten Mal in Folge aus. Ist das Projekt gestorben, oder wird es im Hafen seine Auferstehung feiern?

«Ein Revival des Stadtmusik-Festivals ist frühestens nächstes Jahr eine Option.»

Ein Revival am Hafen ist für uns frühestens nächstes Jahr eine Option. Es würde aber sicher keine Kopie des bisherigen Festivals geben, sondern in einer kleineren und angepassten Form stattfinden.

Das Kunstmuseum dürfte an dieser Idee keine Freude haben.

Das Kunstmuseum ist nächstes Jahr wegen des Umbaus sowieso zu. Aber wir wissen ohnehin nicht, ob wir mit dem Festival jemals wieder dorthin zurückkehren wollen – obwohl ich grosse Freude am Innenhof habe und sich das Kunstmuseum dies natürlich wünscht. Mir ist es jedoch wichtig, dass sich ein Projekt auch weiterentwickelt.

Schon alleine der Standortwechsel dürfte einen grossen Einfluss auf das Festival haben. Das Kunstmuseum liegt mitten in der Stadt, direkt an einer Tramlinie. Hinaus zum Hafen muss man schon auf das Velo steigen.

Es würde sich bestimmt viel verändern. Deshalb ist es für uns durchaus denkbar, die Dauer des Festivals zu verkürzen. Es kann sein, dass es nur eine Woche dauern wird oder sogar nur ein Wochenende. Die Frage ist auch, ob sich für das Festival wieder Sponsoren finden lassen an diesem neuen Ort. Wir werden sehen, wie sich die Radiostation dieses Jahr am Hafen entwickelt. Die Idee eines Stadtmusik-Festivals in Kleinausführung behalten wir im Hinterkopf. Wir haben keinen Masterplan, weder für das Festival noch für die Entwicklung im Hafen.

Wie wollen Sie diese riesige Fläche denn verwalten, wenn Sie keinen Plan haben?

Es wird uns hin und wieder vorgeworfen, wir seien zu vage und zu diffus. Unsere Stärke ist es eben, keinen fixfertigen Plan zu haben. Wir haben kein Bild vor uns, wie der Hafen am Ende der Zwischennutzung genau aussehen muss, sondern wir wollen das Ganze einfach organisch wachsen lassen. Es geht bei diesem Projekt immerhin

um Freiraum – für alle. Ich bin überzeugt, dass unsere Strategie aufgehen wird, auch wenn die Fläche riesig ist. Wir möchten nicht als Platzhirsch dorthin kommen, es soll sich alles entfalten können.

Sind Sie nach dem Verein «Unterdes-sen» die nächste Zwischennutzungs-mafia, wie bereits gemunkelt wird?

«Mafia» ist eine fiese Bezeichnung. Damit soll wohl impliziert werden, dass wir hintenrum an unsere Projekte kommen. Das ist nicht so. Aber natürlich spielen dabei auch Beziehungen eine Rolle. Wenn die Verwaltung einen Akteur von anderen Projekten her kennt, dann fällt der Vergabeentscheid beim nächsten Mal noch leichter.

Der Vergleich mit «Unterdes-sen» bezieht sich darauf, dass Sie sich inzwischen zum bewährten Partner der Immobilien Basel-Stadt entwickelt haben.

Ja, diesbezüglich mag er zutreffen. Aber ansonsten gibt es wenig Ähnlichkeiten. Uns geht es nicht darum, möglichst viele Liegenschaften zu verwalten und eine Vielzahl an Projekten am Laufen zu haben. Wir wollen selber etwas machen können und jeden Tag vor Ort sein. Die reine Raum- und Flächenverwaltung ist uns zu langweilig.

In der Zwischennutzungs-Szene wird enorm viel getuschelt. Wie erklären Sie sich diese Missgunst?

Es ist einigen wohl nicht ganz klar, wieso wir beim Migrol-Areal den Zuschlag bekommen haben – und dann wird halt gemunkelt. Wir anerkennen nun mal, dass gewisse Eingeständnisse und Kompromisse gemacht werden müssen. Die Bereitschaft zur Kooperation mit den Behörden ist hier vielleicht unsere Stärke.

Wie meinen Sie das?

Man muss bis zu einem gewissen Grad durch die Mühle der Verwaltung gehen und sich darauf einlassen, um Sachen realisieren zu können. Wir setzen uns seit Jahren mit diesen Dingen auseinander. Wir wissen, dass, wenn man sich an Regeln hält, auch etwas Befruchtendes dabei herauskommt. Es braucht viel Fingerspitzengefühl im Umgang mit der Verwaltung. Viele lassen sich von ihr abschrecken, weil sie keine Lust auf dieses System haben. Das kann ich auch irgendwie nachvollziehen. Man kommt jedoch nicht darum herum, sich gewissen Sachzwängen unterzuordnen und anzupassen, sonst kann man am Ende gar nichts machen. Das heisst aber nicht, dass wir «Staatshösel» sind.

Können Sie diese Missgunst nachvollziehen?

Nein. Mir sind Konkurrenzdenken und Gefühle von Neid sehr fremd, das ist für mich unnötig negative Energie.

Mit ein Grund für das Gerede ist wohl, dass Sie mit Ihren Projekten teilweise einen kommerziellen Kurs verfolgen. Sie sind nicht super-alternativ.

Ist kostendeckend arbeiten denn echt kommerziell? Tja, das ist wohl Definitivonssache. Wie bereits gesagt, es geht uns nicht darum, Geld zu verdienen. Die Mieteinnahmen sollen die laufenden Kosten

decken, mehr nicht. Falls dies jedoch nicht gelingt, ist für uns auch Sponsoring eine Option. Wir haben diesbezüglich keine Berührungspunkte und Erfahrung damit, Sponsoren zu überzeugen. Wichtig ist uns aber, dass es nicht zu offensichtlich ist. Wir wollen nicht «gebrandet» werden. Einen Coca-Cola-Sonnenschirm wird es auf dem Migrol-Areal deshalb nie zu sehen geben.

Woran erkennt man den Zeitpunkt, ein Projekt oder eine Zwischennutzung zu beenden?

Das ist eine spannende Frage, die ich mir noch gar nie richtig gestellt habe. Ich glaube, das Ende ist gekommen, wenn das Projekt am schönsten ist – und nicht erst, wenn es keinen Spass mehr macht und es einem kein gutes Gefühl mehr gibt. Wenn das Projekt die Menschen nicht mehr berührt, ist es eigentlich schon zu spät.

Vor ein paar Jahren arbeiteten Sie bei Radio Basilisk. Hat dort irgendwann auch das Gefühl nicht mehr gestimmt?

Ja. Irgendwann habe ich erkannt, dass ich den Sender, für den ich arbeitete, nicht mehr hören konnte. Mir fehlten Seele und Tiefe – als Journalistin, Kulturverantwortliche und als Musikfanatikerin. Es wurde mir alles zu oberflächlich. Mit der dort abgespielten Musik konnte ich nichts anfangen, für richtige redaktionelle Beiträge hatten wir zu wenig Zeit zur Verfügung. Ich will das Radio nicht schlechtreden, aber ich persönlich wollte es nicht hören. Das ging so weit, dass ich erst zwei Jahre später wieder richtig Lust auf Musik hatte. Ich musste sie für mich wieder entdecken.

«Ich liebe den Austausch mit Menschen – ich finde, um genau das geht es im Leben.»

Dann widmeten Sie sich dem Shiatsu. Wieso ausgerechnet Shiatsu?

Neben meiner Arbeit beim Radio bildete ich mich zur Shiatsu-Therapeutin aus. Ich liebe es einfach, im Austausch mit den Menschen zu stehen. Ich finde, um genau das geht es im Leben. Und beim Shiatsu lernt man die Menschen sehr gut kennen. Von einer anderen Seite, als wenn man nur mit ihnen spricht. Jetzt kommt mir gerade in den Sinn: Vielleicht könnte ich ja am Hafen selber ein Shiatsu-Studio einrichten, daran habe ich noch gar nie gedacht.

Früher waren Sie Pflegefachfrau, dann beim Radio. Jetzt sind Sie freischaffende Moderatorin, Shiatsu-Therapeutin, Eventorganisatorin, Sie bewirtschaften das Migrol-Areal, sind Zwischennutzerin und Gastgeberin in einem Gastronomiebetrieb. Gehören Sie zur Generation «Ich lege mich nicht fest»?

Nein, im Gegenteil. Für die Dinge, die ich tue, habe ich mich ganz bewusst ent-

schieden. Viel eher würde ich mich als ausgesprochen privilegiert bezeichnen und bin sehr dankbar dafür. Ich habe das Glück, wirklich nur das zu tun, was mir Freude macht, andere würden sagen, ich bin ein Glückskind.

Die meisten Ihrer Betätigungsfelder haben mit Sprache zu tun. Sind Sie einfach ein professioneller «Plauderi»?

Kommunikation ist für mich eigentlich keine Arbeit. Ich mache das so gerne, weil es mir hilft, Menschen besser zu verstehen.

Früher haben Sie auch gesungen, waren Sängerin in verschiedenen Bands. Haben Sie gemerkt, dass Ihnen die Leute lieber beim Sprechen zuhören als beim Singen?

Nein, es ging mir nie um die Anerkennung. Ich habe mich auf der Bühne nie richtig wohlgefühlt, oft war ich neben mir. Weil ich meist Lieder von anderen gesungen habe, fühlte ich mich nicht authentisch dabei. Und die eigenen Lieder zu singen, war mir immer zu intim. Ich will nur Sachen machen, bei denen ich mich vollständig wohlfühle.

Als Freischaffende müssen Sie sich selbst verkaufen. Wie gelingt es Ihnen, sich trotzdem treu zu bleiben?

Ich kann mich nicht verkaufen. Das liegt mir nicht. Und müsste ich mich bei einem Job verstellen und könnte nicht ich selbst sein, würde ich ablehnen.

Auf Ihrer Website geben Sie an, welche Sprachen Sie akzentfrei beherrschen. Wo haben Sie so gut Englisch, Französisch und Italienisch gelernt?

Da hilft mir mein musikalisches Gehör. Mir prägt sich die Melodie einer Sprache rasch ein, und ich entwickle ein Gefühl dafür, wie es richtig klingen muss. Mein grosses Interesse an der Sprache hat den Rest dazu getan. Wann immer ich kann, spreche ich mit den Leuten in deren Sprachen. Auch wenn ich in Basel bin.

«Ich arbeite zwar fürs Nachtleben, bin aber kaum noch spät unterwegs.»

Weiter listen Sie viele verschiedene schweizerdeutsche Dialekte auf, zum Beispiel den «Bahnhof-Olten-Dialekt». Was ist das?

Der «Bahnhof-Olten-Dialekt» ist eine Mischform, es hat etwas Aargau drin, ein wenig Solothurn, Zürich und Bern. Dieser Dialekt ist für die Vertonung von Werbungen sehr gefragt, denn er fällt nicht gross auf und kann darum auch für schweizweite Kampagnen eingesetzt werden. Das richtig breite Zürichdeutsch

zum Beispiel wird ausserhalb Zürichs als eher unangenehm wahrgenommen, beim Baseldeutsch verhält es sich genau gleich.

Sie arbeiten sehr viel mit Ihrem Mann Thomas Brunner zusammen. Ist das nicht anstrengend, wenn die Arbeit so viel Platz in einer Beziehung einnimmt?

Manchmal schon. Heute beispielsweise musste ich ihn wegen seiner Unpünktlichkeit rügen. Natürlich ist die Arbeit oft ein Thema. Wir versuchen, Arbeit und Beziehung aber so gut wie möglich zu trennen. Als Ausgleich gehen wir viel zusammen wandern oder Velo fahren. Da sind Projekte dann tabu.

Und Sie stürzen sich oft zusammen ins Nachtleben. Macht Sie das nicht extrem müde?

Es ist lustig, dass Sie das glauben. Ich arbeite zwar mehr oder weniger fürs Nachtleben, bin aber kaum noch spät unterwegs. Und wenn, dann geh ich schon um 23 oder 24 Uhr nach Hause. Ich trinke auch keinen Alkohol, weil ich es nicht gern habe. Weder mit 16 noch jetzt. Ich ertrage es nicht. Ich mag es überhaupt ruhiger und bin gerne für mich alleine. Dann ziehe ich mich in die Natur zurück, um Kraft zu tanken. Oder ich fahre Zug und schaue aus dem Fenster.

tageswoche.ch/+vuvmj

x

ANZEIGE

Attraktivster Blumenmarkt der Schweiz

Landi

Qualität / Preis / Auswahl

www.landi.ch

**TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS**

1.45

In 14 Sorten

-  sonnig
-  halbschattig
-  Blütenpflanze
-  mässig feucht
-  Topf 10,5 cm

**TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS**

4.50

**TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS**

4.90

Kassensturz vom
23.4.13 sehr gut

**ERDE
TERREAU
TERRICCIO**

**Geranien
geraniums
gerani**

**ERDE
TERREAU
TERRICCIO**

**Universal-Bio
universel-Bio
universale-Bio**

**je
TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS**

14.90

**je
TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS**

9.90

Geranien Hänger und Steher

In vielen verschiedenen Farben, einfach und gefüllt, blühend. je 1.45

Geranienerde CAPITO

Spezialerde für Geranien und andere Balkonpflanzen. Hohe Wasserspeicherkraft. 30 l. 13078 4.50

Universalerde Bio CAPITO

40 l. Hergestellt nach Bio-Suisse-Norm. 44997 4.90

Mediterrane Pflanzen

43152 Lantanan Busch	9.90	43157 Solanum rantonetti Stamm blau	14.90
43153 Lantanan Stamm	14.90	43158 Solanum jasminoides Busch weiss	9.90
43156 Solanum rantonetti Busch blau	9.90	43159 Solanum jasminoides Stamm weiss	14.90

medialabus GmbH

Museen, die Skelette und Präparate ausstellen, bewegen sich auf einem schmalen Grat – auch in Basel.

Ethik im Gruselkabinett

Im Angesicht des Todes: Präparate üben einen seltsamen Reiz aus. FOTO: A. PREOBRJENSKI

von Matthias Opliger

Wo rührt dieses Kribbeln her? Wo auch immer Skelette oder anatomische Präparate ausgestellt werden, bilden sich Schlangen von Schaulustigen. Egal, ob es sich dabei um archäologische Fundstücke handelt oder um die kunstvoll präparierten «Körperwelten». Die Nachfrage alleine kann jedoch nicht Rechtfertigung genug sein, menschliche Überreste einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wer mit Skeletten und Körperteilen arbeitet, sie erforscht, präpariert und ausstellt, muss sich viele ethische Fragen stellen. Woher kommen die Ausstellungsstücke? Wie sind die Menschen gestorben? Waren sie einverstanden damit, post mortem erforscht und ausgestellt zu werden?

Französische Forscher haben vor einigen Monaten eine neue ethische Diskussion zum Umgang mit menschlichen Ausstellungsstücken angestoßen. Im Fachjournal «Clinical Anatomy» schildert der Paläopathologe Philippe Charlier den Fall, wie in einem englischen Museum das Skelett eines Mannes aus dem 18. Jahrhundert ausgestellt wird, obwohl dieser eine Seebestattung verfügt hatte. Er fordert: «Wir müssen eine Balance schaffen zwischen wissenschaftlicher Forschung einerseits und dem Respekt der Individualität oder Privatsphäre andererseits.»

Im Raum Basel befinden sich drei Skelettsammlungen. Hält sich hier die Waage zwischen Wissenschaft und Respekt vor dem Individuum? Gibt es auch in Basel Skelette, die nach ethischen Gesichtspunkten nicht ins Museum, sondern in ein Grab gehören?

60 000 Skelette im Keller

Ein kommuner Bürobau im Industriegebiet vor Aesch. Zwar ist es im Fahrstuhl so eng, wie es in einem Sarg sein muss, es deutet aber nichts darauf hin, was sich im dritten Stock hinter einer verglasten Tür befindet. Hier hat Viera Trancik ihre Arbeitsräume. Hier stapeln sich Knochen in grauen Kunststoffkisten, sauber etikettiert und mit dem Fundort versehen. «Rapperswil-Jona 2013», steht dort beispielsweise, «Anthropologisches Material: Grab 7».

Trancik verwaltet als freischaffende Anthropologin im Auftrag von sechs Kantonen – darunter Baselland, Graubünden und Aargau – eine riesige Skelettsammlung. Die Gemeinde Aesch schreibt auf ihrer Website von einer «weltweit einmaligen Sammlung» von «historisch und wissenschaftlich sehr wertvollen Skeletten». Trancik selbst schätzt, dass sich in ihrem Keller etwa 60 000 Skelette und Fragmente befinden.

Tauchen bei Bau- und Grabungsarbeiten in einem der Trägerkantone Überreste von Knochen auf, kommen diese zu Trancik. Ausser der Kantonsarchäologin kam zum Schluss, es handle sich um einen «modernen Fall», bei dem das Sterbedatum weniger als 50 Jahre zurückliegt. In der Regel führt Trancik dann eine «Erstbestimmung»

durch. Sie untersucht die Knochenfragmente – intakte Skelette sind eher selten –, bestimmt Sterbealter, Geschlecht, Körpergrösse, allfällige krankhafte Veränderungen und sofern möglich die Todesursache.

Auf ihrem Arbeitstisch liegen drei flache Holzkisten, ausgekleidet mit diesen grünen Papierdecken, wie man sie aus der Arztpraxis kennt. In jeder dieser Kisten ist ein Skelett ausgebreitet. Den Schädel erkennt man auch als Laie, die grossen Oberarmknochen, Schulterblätter und Becken ebenfalls. Aber die unzähligen Bruchstücke und winzigen Splitter würde eine übereifrige und achtlose Putzkraft wohl wegwischen und entsorgen.

Bei ihrer Arbeit erfährt Trancik viel über die Person, zu deren Körper die Knochen einst gehörten. «Diese Frau litt an Osteoporose.» Das sehe man an den extrem dünnwandigen und porösen Knochen. Im Vergleich dazu sind die Überreste des jungen Mannes aus einer anderen Fundstelle in bestem Zustand. «Höchstwahrscheinlich ein kerngesunder Soldat, der im Napoleonischen Krieg gefallen ist», sagt Trancik.

Je länger sich die Anthropologin mit ihren Untersuchungsobjekten auseinandersetzt, je mehr sie über die Lebens- und Todesumstände herausfindet, desto näher kommt sie der Person, die dieses Skelett einst war. Doch für Trancik stellen sich die ethischen Fragen nicht im gleichen Masse wie für ein Museum, da ihre Sammlung nur einem kleinen Kreis von Wissenschaftlern zugänglich ist. Dennoch ist sie sich bewusst, dass sie nicht bloss mit Objekten arbeitet. So wurden alle ihre Arbeits- und Lagerräume von einem Pfarrer eingeseget. «Wichtig ist, dass man die Skelette mit Respekt behandelt.» Darüber hinaus hält sich Trancik an einen Leitfaden zum «Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe», den die deutsche Bundesärztekammer 2003 herausgegeben hat und der seither als das Mass aller Dinge gilt.

Seit 1930 braucht es für jede Leiche ein Spenderzertifikat.

Einen ganz anderen wissenschaftlichen Ansatz verfolgt das Anatomische Museum Basel, dessen Sammlung und Ausstellung primär der Ausbildung von angehenden Ärzten dienen. «Unsere Ausstellungsstücke helfen den Medizinstudenten buchstäblich dabei, den menschlichen Körper zu begreifen», sagt die Museumsleiterin Magdalena Müller-Gerbl.

Das Anatomische Museum erfreut sich grosser Beliebtheit, kaum eine Schulklasse, die nicht schon in einer Mischung aus Staunen und Gruseln durch die Gänge der Dauerausstellung gestreift ist. Müller-Gerbl ist sich bewusst, dass der Gruselfaktor einen Teil der Faszination ihrer Ausstellungsstücke ausmacht. Aber: «Beim Umzug in den Neubau des Museums in den 90er Jahren wurde die Ausstellung von meinem



Diese Schädel kamen 1929 von den Salomonen nach Basel.

FOTO: A. PREOBRAJENSKI

Vorgänger Dr. Hugo Kurz neu konzipiert.» Seit dieser Umgestaltung sei das Gruselige fast vollständig verschwunden. «Das Schaffen einer Atmosphäre von Wissensvermittlung war uns wichtig, auch als Zeichen des Respekts gegenüber den Körperspendern.»

Auch Krümel verdienen Respekt

Seit 1930 muss für jede Leiche und jedes Präparat ein Spenderzertifikat vorliegen. «Es sind oft ältere Leute mit wissenschaftlichem Interesse, die uns ihren Körper vermachen», erzählt Müller-Gerbl. «Jeder Körper ist für uns ein wertvolles Geschenk, dem wir mit grossem Respekt begegnen.»

Neben dem Museum führt das Anatomische Institut auch die Ausbildung von Medizinstudenten durch, wo diese in Gruppen die gespendeten Körper präparieren. Dabei werden alle Leichen anonym behandelt. Doch wenn der Präparationskurs zu Ende ist, wird der Körper mit all seinen Bestandteilen und unter seinem Namen bestattet. «Die Spender erlauben uns sozusagen einen Einblick in ihren Körper», sagt Müller-Gerbl, «und dafür sind wir sehr dankbar.»

Denkt man an das Naturhistorische Museum beim Münsterplatz, dann stellt man sich meist Dinosaurierknochen und das riesige Mammut mit den zotteligen Beinen vor. In den Kellergeschossen befinden sich jedoch einzigartige Skelettsammlungen. Betreut und erforscht werden diese von Gerhard Hotz. Sein Büro sieht aus wie eine Bibliothek. Von den beiden künstlichen Totenköpfen abgesehen, einer mit Glitzerfarbe bemalt, der andere mit Gold.

Hotz selbst forscht auf dem Gebiet der Anthropologie, seine Sammlung ist jedoch auch anderen Wissenschaftlern zugänglich. Hotz nimmt es bei der Arbeit mit den Knochen sehr genau. «Wenn wir ein Skelett auf dem Tisch auslegen und daran arbeiten, bleiben oft Spuren zurück. Kleine Krümel auf dem Tisch beispielsweise. Diese dürfen auf keinen Fall weggeworfen werden.» Hotz wischt sie zusammen und legt sie in einem Papiersäckchen zusammen mit den

Knochen zurück in die Aufbewahrungskiste. «Das ist meine Art, Respekt zu zeigen.»

Ausserdem bemühe er sich, möglichst offen über seine Arbeit zu sprechen, alle Fragen zu beantworten und so viele Einstellungen wie möglich zu realisieren. «Ich will auch vermitteln, weshalb diese Arbeit und diese Sammlungen wichtig sind», erklärt Hotz. So würden ethische Bedenken gar nicht erst aufkommen.

Trotz seiner jahrelangen Routine in der Arbeit am menschlichen Skelett lässt ihn die Arbeit nicht kalt. Wenn er einen Tag lang mit der Paleopathologischen Sammlung hantiert hat (Präparate, die krankhafte Veränderungen dokumentieren, beispielsweise missgebildete Säuglinge), dann wird auch Hotz das Kribbeln zu viel.

tageswoche.ch/+e5e5q

×

ANZEIGE



Barbara Buser

Fährfrau auf der Münsterfähri seit 1992, Architektin ETH/SIA

«Ich bin gegen einen neuen Rheinuferweg, denn es gibt den Weg schon:

Bei tiefem Wasserstand gelangt man trockenen Fusses, nah am Wasser, von der Fähre zur Brücke. (...)

Ist es nicht grossartig, dass es mitten in der Stadt einen Ort gibt, wo man noch ein kleines Abenteuer bestehen kann? Dass es mitten in der Stadt Wege zu entdecken gibt, die nicht immer sichtbar sind? Wege, die nicht jederzeit begehbar sind?»

RHEIN-UFERWEG NEIN

Ungekürztes Statement auf www.rheinuferweg-nein.ch

Faschismusvorwürfe sind wieder in Mode – auch in der offiziellen Politik. Jetzt ist sogar der Islam faschistisch.

Renaissance der Nazi- Vergleiche

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Nazi ist zum billigen Schimpfwort verkommen. Gleiches gilt für die verunglimpfenden Zwillingswörter «Faschismus», «Faschist», «faschistisch». Besonders populär waren diese Wörter in den 1970er-Jahren. Mit ihnen konnte ein Schulkind das andere im Pausenhof beschimpfen, wenn das «Gschpänli» keinen Kaugummi herausrücken wollte.

Das Motiv ist ernster, das Niveau aber nicht höher, wenn Frau Merkel in Griechenland als SS-Frau verunglimpft und wenn – nicht überraschend – Wladimir Putin jetzt als neuer Hitler eingestuft wird. Worte sind eines, Zeichen noch etwas anderes. Das Anbringen des berühmten Schnäuzchens oder von Nazi-Symbolen ist besonderes einfach, denn es erspart jedes Argumentieren.

Erstaunen mag, dass ausgerechnet in Israel ein Gesetz in Bearbeitung ist, das hohe Strafen (bis sechs Monate Haft) für Nazi-

Merkel als Hitler: Bei einer Demo in Madrid 2013 greift sich ein Teilnehmer an der Geschichte.

FOTO: REUTERS/PAUL HANNA



Beschimpfungen vorsieht. In Israel kommt diese Beschimpfung offenbar besonders häufig zur Anwendung, worin – eine Banalisierung der historischen Nazi-Welt gesehen wird. Orthodoxe Juden etwa bezeichnen ihren Einbezug in die allgemeine Wehrpflicht als «Nazi-Verhalten». Und der liberale Rabbiner Dow Lipmann wird öffentlich als Nazi beschimpft, weil er gegen das Verbot von Miniröcken ist.

Das «KZ» im Gaza-Streifen

Wie in Israel haben verständlicherweise auch viele Deutsche ein besonderes Verhältnis zu diesem historischen Bezug und entsprechend ein besonderes Bedürfnis, diesen auch juristisch einzuordnen. Gemäss Entscheid des deutschen Bundesverfassungsgerichtshofs ist «Nazi» strafbar, wenn es als Schimpfwort benutzt wird – wenn also, wie ein Beispiel lautet, ein Jemand einem anderen Jemand aus Unachtsamkeit (oder Blödheit) Bier über die Hose schüttet. Nicht strafbar ist «Nazi» dagegen, wenn seine Verwendung das Produkt «meinenden Nachdenkens» ist.

Das Beispiel von Bier und Hose legt nahe, dass wir uns hier mit einem Männerproblem beschäftigen, aber sicher nicht mit einem rein deutschen Problem. Denn auch in der Schweiz haben wir Erfahrung mit solchen Beschimpfungsfällen oder aus ruhiger Überzeugung respektive «meinendem Nachdenken» vorgenommenen Gleichsetzungen.

So sind etwa von der in der heilen Bündnerwelt Sedrums eingestieten Internetplattform «Gloria» deutsche Bischöfe mit Hakenkreuzen bedacht worden, weil sie die «Pille danach» gutheissen. Und der Tessiner Sozialist Franco Cavalli verstärkte seine Kritik an den Lebensbedingungen im Gaza-Streifen, indem er sie mit denjenigen eines Konzentrationslagers gleichsetzte. Und Christoph Blocher füllt ganze Seiten, um die grosse Nähe zwischen Sozialisten und Nationalsozialisten nachzuweisen.

Vergleiche können und müssen nicht in jedem Punkt stimmen. Sie sollten aber den Punkt, auf den es im Vergleich ankommt, klarer machen und nicht unklarer. Die meisten Bezüge zur NS-Welt führen aber nicht zu zusätzlicher Klarheit. Die Gefährlichkeit einer Politik, die von einem Silvio Berlusconi oder einer Marine Le Pen verkörpert wird, lässt sich nicht mit Seitenblicken auf die aus alten Wochenschaufilmen bekannten Bilder von Nazi-Horden erkennen. Ein Problem besteht darin, dass in «korrekter» Aufmachung daher kommende Kräfte brandgefährliche Programme verbreiten.

Ob Putin der neue Hitler – auch ohne Schnäuzchen – sei, muss hier nicht diskutiert werden. Hingegen darf man darauf aufmerksam machen, dass solche personalisierenden Vergleiche oder Gleichsetzungen insofern eine zusätzliche Verkürzung vornehmen, als sie unberücksichtigt lassen, dass es um Exponenten eines grösseren Ganzen (eines Systems, einer Ideologie, einer Mentalität) geht; wie uns Hitler weniger

als Individuum denn als Ausgeburt des Faschismus interessieren müsste.

Der bekannte italienische Schriftsteller und Linguist Umberto Eco hat in einem Traktat etwas intensiver über den Faschismus nachgedacht und 1997 eine Liste mit 14 Punkten zusammengestellt, die – jeder für sich – zu einem Kristallisationspunkt für Faschismus werden könnten. Ein wichtiger Punkt ist da beispielsweise die Angst der Mittelklasse vor dem sozialen Abstieg und die für Europa weiter bestehende Möglichkeit, dass Faschismus aus der biedereren mitteleuropäischen Moderne erneut herauswachsen könnte.

Ecos Traktat wird oft unter dem missverständlichen Titel «Urfaschismus» zitiert. Eco meinte aber, mit Blick auf die Gegenwart, dass es eine «ewige» Faschismusgefahr und in diesem Sinne einen «fascismo eterno» gebe. Er meinte nicht, dass es einen ursprünglichen und gleichsam weitersprudelnden Ur-Quell gebe, wie das auch ein Bert Brecht mit dem bekannten Wort von 1941 gesagt hat, dass der Schoss noch fruchtbar sei, aus dem das Unheil kroch. Umberto Ecos Analyse liegt kein generatives, sondern ein relatives Verständnis zu Grunde, sie geht von stets neu gegebenen Möglichkeiten aus und sieht das Aufkommen des Faschismus richtigerweise von jeweiligen Gegebenheiten abhängig.

Ganz anders der in Deutschland lebende und als Politologe und Publizist tätige Ägypter Hamed Abdel-Samad, der unter falsch verstandener Berufung auf Eco, die These vertritt, dass der Islam «faschistische Züge» aufweise und diese durch die Quelle der muslimischen Religionsstiftung im 6. Jahrhundert dauernd gegeben seien.

Der Faschismus könnte erneut aus der mitteleuropäischen Moderne herauswachsen.

Zu der Parallelisierung mit dem Faschismus sieht sich Abdel-Samad berechtigt, weil der Islam – wie der Faschismus – die Welt in Gläubige und Ungläubige aufteile, Andersdenkende ausschliesse, seine Gegner töte und die Weltherrschaft anstrebe. Als ob es nicht andere Ideologien und Bewegungen mit den gleichen Eigenheiten gäbe. Vom Kommunismus und Stalinismus ist ganz kurz die Rede, man könnte auch ans China der Kulturrevolution denken.

Abdel-Samad ist Islamspezialist und kein Faschismusexperte. Mit halbem Wissen zum Faschismus ist unseren Einsichten zum Islam wenig gedient. Gibt es in der muslimischen Welt, wie im Falle Deutschlands und Italiens, nationale Verspätungen in der Entwicklung und der Staatenbildung und demütigende Erfahrungen nach schmerzlichen Niederlagen, macht sie das noch nicht faschistisch. Dazu würden eine Staatlichkeit, Bürokratie und Organisationskultur gehören, die in den als faschisto-

id charakterisierten Gesellschaften der muslimischen Welt nicht bestehen. Zudem wäre darüber nachzudenken, ob der Nationalismus nicht ein anderer ist.

In der stärksten Passage seines Buches spricht Abdel-Samad ganz kurz vom «inneren Kampf der Kulturen» in Abwandlung von Samuel Huntingtons bekannter These des äusseren «clash of civilization». Er bezeichnet (und das ohne Faschismusbezug) die islamischen Welt als multiple Diktatur, als «Diktatur-Zwiebel», die aus verschiedenen Schichten bestehe: Auf die Klandiktatur folge die Militärdiktatur, die religiöse Diktatur und schliesslich die soziale Diktatur, die mit ihren archaischen Rollenvorstellungen das Leben innerhalb der Familie prägt. Das Bild dient der Veranschaulichung der Problematik, mit der sich Menschen konfrontiert sehen, wenn sie eine Schale (auch als Mauer bezeichnet) überwinden und dann auf die nächste stossen. Diese Problematik wäre es wert gewesen, ihr ein ganzes Buch zu widmen.

Applaus und Entrüstung

Der Autor ist verständlicherweise stark auf Ägypten ausgerichtet, ohne aber wirklich auf die politischen Fragen dieses Landes einzugehen. Vom Iran heisst es im Schnelldurchgang durch die muslimische Welt, dieses Land habe den modernen islamischen Faschismus als Staatsdoktrin durchgesetzt. Die heutige Türkei Erdogans wird ebenfalls gestreift und als Heimat für eine «Lightversion des islamischen Faschismus» bezeichnet. Bedauerlicherweise geht er aber auf den Kemalismus zur Zeit Atatürks nicht ein, obwohl gerade hier Nähe zu Mussolinis Faschismus zu diskutieren gewesen wäre.

Eine grosse Schwäche dieses Buches, das an sich manch bedenkenswerten Kritikpunkt enthält, liegt darin, dass sein Autor trotz oder gerade wegen der Ablehnung dessen, was er Islamismus nennt, in Konvertitenmanier eine umgekehrte Polarität pflegt. Seine Sicht ist tendenziell der gleichen Zweiteilung der Welt verfallen, die der Autor der kritisierten Gegenseite vorwirft.

Die mit der Absicht der politischen Kompromittierung unternommenen Bezüge haben den Vorteil, dass sie sogleich höchste Beachtung finden. Sie haben aber auch den Nachteil, dass die konkrete Kritik, die man an einem Sachverhalt anbringen will, meistens in einer Kontroverse um die Zulässigkeit dieses Vergleichs beziehungsweise dieser Gleichsetzung untergeht.

Die publizistische Anbindung an den Faschismus ist wenig hilfreich. Sie skandalisiert, bringt aber darüber hinaus keinen Mehrwert, zumal das heutige Publikum über den Faschismus nicht viel mehr weiss, als dass er böse war und dass zum Beispiel ein Bruno Ganz den Hitler im Film «Der Untergang» (2004) recht gut gespielt hat. tageswoche.ch/+vnjrm ×

Hamed Abdel-Samad. Der islamische Faschismus. Eine Analyse. Droemer Verlag München 2014, Fr. 25.90.

Die Sexualisierung der Gesellschaft ist für Jugendliche ebenso gefährlich wie zu einfache Ursache-Wirkungs-Modelle.

“

In den letzten Jahren ist die Sorge gewachsen, Kinder und Jugendliche würden durch Medien und Werbung sexualisiert. Auch andere Akteure stehen im Verdacht. In der Schweiz etwa der Aufklärungsunterricht (Stichwort «Sexkoffer»). Und seit Wochen plädiert ein Bündnis aus christlichen Organisationen und rechtskonservativen Parteien dafür, das Wort «Gender» aus dem Lehrplan 21 zu streichen – unter anderem weil die «Genderideologie» Kinder homosexuellisiere.

Diverse Bücher mahnen, Jugendliche übernehmen Verhaltensweisen aus der Pornografie. Oft werden solche Szenarien in Zusammenhang gestellt mit anderen pathologischen Zeitphänomenen wie Essstörung, Komatrinken, Beziehungsunfähigkeit oder Teenagerschwangerschaften. Diese Diagnosen, so Recht sie in einigen Punkten haben mögen, gehen von Annahmen aus, die wissenschaftlich nicht immer haltbar sind. Die Sexualisierungsprognosen stellen Zusammenhänge her, denen die angemessene Komplexität fehlt. So gibt es kaum Belege dafür, dass sich Jugendliche generell in ihrem Sexleben an Pornos orientieren. Richtig ist eher, dass sie es unter bestimmten Umständen tun. Auch dass Jugendliche homosexuell würden, weil sie im Aufklärungsunterricht davon gehört haben, dürfte eher unwahrscheinlich sein. Richtig ist, dass Kinder und Jugendliche durch die Online-Verfügbarkeit früher und ungehinderter pornografisches Material konsumieren und dass Medieninhalte generell sexualisierter sind. Wer sich wissenschaftlich mit Jugend und Sexualität beschäftigt, weiss jedoch, dass Jugendliche ein komplexeres, widersprüchlicheres und auch eigensinnigeres Verhältnis zur Sexualität haben, als die genannten Rückschlüsse glauben machen.

Besonnene Jugendliche

Rezeption ist ein komplexer Vorgang und hängt von vielen Faktoren ab. Sei es das Geschlecht oder der soziale und kulturelle Hintergrund. Manchen Studien zufolge unterscheiden Jugendliche klar zwischen Fiktion und Wirklichkeit, also zwischen pornografischer Darstellung und der eigenen Sexualität. Andere Studien verdeutlichen, wie sich Medienkonsum und sexuelle Praxis der Jugendlichen vermischen und sie stark beeinflussen, sie zum



Franziska Schutzbach arbeitet am Zentrum Gender Studies der Uni Basel. tageswoche.ch/+kxdjl

Beispiel unter Leistungsdruck setzen. Wieder andere Studien zeigen, dass eine Person beeinflusst und eigensinnig zugleich sein kann: Wie die Psychologin Dionne Stephens in Interviews ermittelte, erkennen Mädchen genau, wenn Frauen in Musikvideos sexuell herabwürdigend dargestellt werden. Die Videos dienen ihnen gar als Abgrenzungsfolie: So wollen wir uns sicher nicht verhalten oder behandelt werden.

Aufschlussreich sind auch aktuelle Zahlen der Weltgesundheitsorganisation. Sie legen nahe, dass Jugendliche heute sexuell besonnener sind als die Generationen vor ihnen: Seit 2002 warten Mädchen wieder länger bis zum ersten Geschlechtsverkehr. Die Zahl der Teenagerschwangerschaften bleibt gleich oder geht sogar zurück. Und gerade einmal 11 Prozent der Jugendlichen geben an, schon vor dem 15. Lebensjahr Sex gehabt zu haben (1995 waren es 19 Prozent). 72 Prozent der Mädchen machen ihre sexuellen Erfahrungen im Rahmen von festen Beziehungen. Und fast 80 Prozent der Mädchen verhüten. Generell werden Verhütungsmittel öfter benutzt. Der Rückschluss, die Öffentlichkeit sexueller Inhalte führe zur generellen Verwahrlosung, greift also zu kurz.

Es ist unbestritten, dass Aspekte der zunehmenden Sexualisierung der Gesellschaft Gefahren bergen. Doch gilt es diese zu konkretisieren. Es braucht genauere Analysen, um zu verstehen, unter welchen Umständen Kinder und Jugendliche Gefahren ausgesetzt sind. Dies heisst auch, verallgemeinerten Ursache-Wirkungs-Modellen kritisch zu begegnen, und zwar aus folgenden Gründen: Durch diese Erklärungsmuster werden zum einen die Jugendlichen selbst skandalisiert. Anstatt auf die durchaus wichtige Medien- oder Gesellschaftskritik richtet sich der Fokus einseitig darauf, die Verhaltensweisen von Jugendlichen zu bewerten. Mit einfachen

Ursache-Wirkungs-Modellen wird zudem der Eindruck vermittelt, Sexualisierung sei vor allem eine Bedrohung durch einzelne Faktoren von aussen. Die einseitige Sicht auf eine Gefahr «von aussen» (Internet, Sexkoffer, «Homosexuellen-Lobby») verdeckt, dass sexueller Missbrauch vor allem innerhalb des ganz normalen Lebens – also innerhalb von Familien und Freundeskreisen – und im Alltag stattfindet. Die Betonung einer «äusseren Gefahr» verhindert die dringend notwendige Einsicht, dass Sexualisierung oder sexuelle Gewalt oft mehr mit sozialen Strukturen als mit isolierten Gefahrenherden zu tun haben.

Es ist bestechend leicht, einen isolierten Feind auszumachen. Aus kulturhistorischer Perspektive stellt sich aber auch grundsätzlich die Frage, welche gesellschaftlichen Funktionen die Skandalisierungslogik hatte und hat: Psychologie, Medizin und Pädagogik streiten seit dem 19. Jahrhundert um die Deutungshoheit über die kindliche und jugendliche Sexualität. Mit der bürgerlichen Familie entstanden sowohl die Idee der Sexualität des Kindes als auch die Idee seiner Reinheit und Asexualität.

Alte Geschlechterrollen

Aktuelle Sexualisierungsszenarien imaginieren insbesondere Mädchen oft als naive und passive Figuren, auf die sich fremde Inhalte einfach einschreiben. Darin verbirgt sich zugleich die Sorge, dass diese passiven Mädchen zum Sex-Vamp mutieren und – entgegen ihrer gesellschaftlich vorgesehenen Rolle – plötzlich selber aktiv handeln und etwas wollen. In ihrem Buch «Becoming Sexual» kommt die US-Professorin Danielle Egan zum Schluss, dass sich hier eine Abwehr gegen die sexuell aktive, emanzipierte Frau zeigt, die nicht mehr die Rolle der züchtigen Hausfrau, Gattin und Mutter erfüllt. Kurz: In der Warnung vor «hypersexuellen Mädchen» verbirgt sich auch das Anliegen, eine traditionelle Geschlechterordnung zu re-installieren.

In diesem Sinne spiegelt die Skandalisierung des sexuell aktiven Mädchens nicht zuletzt eine grundlegende Skepsis gegenüber einer emanzipatorischen Modernisierung der Gesellschaft. Verhandelt wird, welche Geschlechterrollen akzeptabel sind oder nicht, und welche Sexualität gesellschaftlich gewollt ist.

tageswoche.ch/+kxdjl

x

”

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE



Lohnkartell

Apple und Google hinderten Angestellte am Jobwechsel. Nun müssen sie zahlen.

Seite
28

Comedy

Gabriel Vetter ermittelt in der Serie «Güsel» als Mülldetektiv und macht aus Abfall Pointen.

Seite
30

Fangewalt

«Blöd und unnötig» – Baschi Dürr über den neusten Fan-Ärger im Schweizer Fussball.

Seite
32

Nachruf

Heiri Strub kleidete Gesellschaftskritik in kühne Perspektiven und irritierende Farben.

Seite
33

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 39-Jährige wohnt in Bern.



Reaktionen aus der Community

von Rolf Wilhelm
 • Steve Jobs war ein Machtmensch, und es war für ihn vermutlich unerträglich, dass es eigene Mitarbeiter bei anderen Firmen besser finden könnten. Oder dass jemand mit seinen Geräten etwas tut, was er nicht gut findet. Leider ist das bewusste Einschränken der Möglichkeiten, was ein Kunde mit den Geräten anstellen darf, nicht illegal.

Freie Künste für freie Menschen – doch Jobwechsel seiner Angestellten torpedierte Steve Jobs, wo er konnte.

FOTO: KEYSTONE

Lohnkartell Verschwörung im Tal der High-tech-Firmen

von Michaël Jarjour

Am 13. Februar 2005, kurz nach der Mittagspause, verschickte Sergey Brin eine hastig verfasste E-Mail: «Zorniger Anruf von Steve Jobs», schrieb der Mitgründer von Google an seine Kollegen in der Chefetage. Google habe einen der Entwickler von Jobs' Safari-Team angesprochen, dem Team, das Apples Internetbrowser baut. Einige Tage später, nochmals Brin: «Also ... Jobs hat mich nochmals zornig angerufen», schrieb er und zitierte den Apple-Chef: «Wenn ihr auch nur einen dieser Leute anstellt, bedeutet das Krieg.»

So begann, was im Silicon Valley in den letzten drei Jahren für anhaltenden Aufruhr sorgte und nun in einer gerichtlichen Einigung in letzter Minute endete. Die Details der Einigung werden erst bekannt, wenn sie vom Gericht abgesegnet ist. «Wir sind sehr zufrieden, was wir für die Kläger erreichen konnten», sagte Kelly Dermody,

eine der Anwältinnen der Kläger. Die Angeklagten äusserten sich bisher nicht. Damit ist die Klage von rund 60000 Entwicklern, die sich von den Tech-Giganten Apple, Intel, Google, Adobe und anderen während Jahren um Löhne betrogen sahen, vom Tisch. Sie dürften eine dicke Entschädigung erhalten. Anonyme Quellen sprechen von rund 325 Millionen Dollar.

Krieg um die besten Programmierer

Der Schatten des Falles dürfte über dem Valley stehen bleiben. Da sollen also einige der mächtigsten Menschen der Innovationsmaschine Silicon Valley den freien Markt sabotiert haben, um die Löhne tief und Mitarbeiter bei sich zu halten. In geheimen Abmachungen sollen Google, Apple, Intel, Adobe und andere Tech-Firmen vereinbart haben, Mitarbeiter daran zu hindern, die Firma zu wechseln und sich gegenseitig über Angebote zu informieren, um Bieterwettstreite um Entwickler zu verhindern. Im vorliegenden Fall aufgedeckte E-Mails geben einen noch nie dagewesenen Einblick in den Krieg um die besten Programmierer der Welt.

Denn Jobs lag nicht falsch im Februar 2005. Google war hinter einem Entwickler in seinem Safari-Team her. Er gehöre zu «den besten der Welt», schrieb ein Top-Manager von Google, Alan Eustace, und dass man ihn eingeladen habe für unverbindli-

che Gespräche. «Steve versucht ihn mit einem interessanten Projekt bei sich zu behalten», schrieb Eustace. Doch Jobs beschloss wohl, dass es Zeit war, mehr zu tun, als bloss interessante Projekte anzubieten, um nicht noch einen wertvollen Entwickler zu verlieren. «Steve hat mich gerade angerufen, er ist super angepisst, dass wir noch immer seinen Browser-Typen bearbeiten», stand in dieser E-Mail. Sie kam von einem Verwaltungsrat von Apple, der auch Berater bei Google war: Bill Campbell. «Du solltest ihn anrufen», richtete er sich an Brin.

Von da an begann sich auszuweiten, was gemäss den Gerichtsdokumenten 2005 begonnen hatte. Damals entstand offenbar die Erste einer Reihe von Absprachen. Involviert war Pixar, Steve Jobs' Animationsfilmstudio, das er in den Achtzigern von Lucasfilm, dem Medienkonzern von George Lucas, gekauft hatte. Die Unternehmen vereinbarten, dass man sich gegenseitig informieren würde, wenn sich ein Mitarbeiter bei der jeweils anderen Firma bewerben würde. Ausserdem wollte man sich gegenseitig über Angebote informieren, so dass keine Bieterwettstreite ausbrechen.

Im selben Jahr ging Apple, auch von Steve Jobs geführt, eine solche Einigung mit Adobe ein. Ein Jahr später weitete sich das Netz auf Google aus, dann auf Intel und den in Europa weniger bekannten Macher der Buchhaltungssoftware Intuit. Danach

veränderte sich das Arbeitsklima im Silicon Valley – und für einige hatte das sehr konkrete Folgen.

Ans Licht kamen diese Absprachen durch die Sammelklage der Angestellten. Im Zuge der Ermittlungen tauchten eine Reihe von E-Mails auf, die zeigen, wie Top-Manager von Apple, Google und anderen Hightech-Firmen um wichtige Mitarbeiter streiten und Jobwechsel hintertreiben. «Es ist sehr ungewöhnlich, dass es in einem wettbewerbsrechtlichen Fall derart starke Beweise gibt», sagte Alan Hyde, ein Rechtsprofessor an der amerikanischen Rutgers-Universität und Kenner des Arbeitsmarktes im Silicon Valley. Diese E-Mails waren ein «Segen für die Kläger», findet Cynthia Estlund, eine Rechtsprofessorin der New York University.

Kein Wunder, wollten die Tech-Giganten vermeiden, dass diese Mails im Rahmen eines vielbeachteten Gerichtsfalles vor der Weltöffentlichkeit ausgebreitet würden. Oder schlimmer noch: Wenn Anwälte die Top-Manager von Google und Co. in aller Öffentlichkeit dazu befragt hätten.

Auch nach der Einigung schüren die E-Mails die Frage nach dem Warum. Denn obwohl die Firmen mit solchen Absprachen möglicherweise Geld gespart haben, stiessen sie doch auch gleichzeitig einen Dolch in das, was viele als das Herz der Innovation ansehen: in einem Job-Markt, so beweglich wie kein anderer.

Exodus zu Facebook

«Dieser Arbeitsmarkt war der wichtigste Faktor im Aufbau des Silicon Valley als Zentrum der Informationstechnologie», sagt Rechtsprofessor Hyde mit Verweis auf drei Jahrzehnte an entsprechender Forschung, zu der er selbst beigetragen hat. Wissen wanderte mit Mitarbeitern von Firma zu Firma. «Der Schlüssel war die Mobilität von Arbeitern. Wenn sie von einem Unternehmen zum nächsten gehen, gibt es keine Geheimnisse, jeder weiss, woran der andere arbeitet, und niemand verschwendet Geld, das Rad neu zu erfinden.»

Sind die Tech-Giganten also einfach alt und machtbesessen geworden und haben dabei den Willen zu neuen Innovationen verloren? Alan Hyde, der Rechtsprofessor, sieht einen anderen Grund: «Steve Jobs war klar geworden, welche Macht er hatte, und er war auch einfach geizig und wollte den Programmierern nicht mehr bezahlen.»

Indizien für diese Theorie gibt der Anfang vom Ende der Abmachungen, ebenfalls in den Gerichtsdokumenten nachzulesen. Denn der Aufstieg des Silicon Valley endete nicht mit Google und Apple. Das Kartell begann zu bröckeln, als ein neuer Stern im Valley aufstieg: Das Facebook-

Phänomen schaffe ein «echtes Problem», schrieb Google-Boss Sergey Brin in einer E-Mail. Er meinte den Abgang vieler Entwickler zum «neuen, heissen Start-up», wie es Google-Manager Jonathan Rosenberg in einer Vernehmung bezeichnete. Entwickler strömten in Massen zu Facebook.

Mehr Lohn statt Konkurrenzverbot

Eine Google-Studie in den Gerichtsdokumenten zeigt Facebook als jene Firma, an welche die eingesessenen Firmen am meisten Mitarbeiter verloren. Facebook-Gründer Mark Zuckerberg war der neue Star im Valley. An einer Weihnachtsparty 2007 traf er auf Google-Managerin Sheryl Sandberg und machte sie zum bis dahin grössten Verlust für Google –, sie wechselte zu Facebook und wurde dort die Nummer zwei im Social-Media-Giganten. Kurz nachdem sie ihr neues Büro in Menlo Park bezogen hatte, bekam sie aufgeregte E-Mails von ihren ehemaligen Kollegen. In einem E-Mail-Verkehr beklagte sich Jonathan Rosenberg über die überproportional hohe Zahl an Abgängen von Google zu Facebook. Nach einer Weile schrieb er etwas, das sich wie eine Drohung las: «Löse dieses Problem.»

Sandberg schien wenig beeindruckt. Was denn die Google-Strategie sei, fragte sie. Rosenberg sagte, er wolle, dass sich «beide» in Ruhe lassen würden. Sandberg schien mit den Schultern zu zucken, wischte jegliche Möglichkeit einer Abmachung weg: «Google ist mit dem Einstellen von Mitarbeitern anderer Firmen in unserer Industrie gewachsen.» Sie liess keinen Zweifel daran, dass Facebook weiterhin auch Google-Mitarbeiter angehen würde. Auch andere ehemalige Google-Kollegen hätten sie auf das Thema angesprochen, sagte Sandberg in einer Stellungnahme vor den Ermittlern: «Ich habe es abgelehnt, weniger Google-Mitarbeiter zu rekrutieren.»

Das definitive Ende für diese Absprachen kam ein gutes Jahr später: Die Firmen Intel, Pixar, Lucasfilm, Apple, Adobe und Google mussten Ermittlern des Justizministeriums die Türen öffnen. Sie beschlagnahmten E-Mails, verhörten Top-Manager, nahmen ihnen das Versprechen ab, jegliche Vereinbarungen zu kündigen. Kurz darauf holte Google zum Rundumschlag aus, erhöhte die Löhne aller Mitarbeiter um zehn Prozent und bezahlte jedem einen Cash-Bonus von 1000 Dollar.

Ein Jahr später, 2011, reichte ein Entwickler die Sammelklage ein, die nun in einer Einigung geregelt wurde. Doch die kann nicht verhindern, dass das ohnehin schon angeschlagene Image der boomenden Tech-Industrie weiter bröckelt.

tageswoche.ch/i4dzh



Akklimatisiert: «Frank»-Chefin Julia Lauener. FOTO: NILS FISCH

Kultkino

«Frank» bleibt länger in der Theaterpassage

von Yen Duong

Im Juli hätten die Arbeiten zur Aufwertung der Theaterpassage beginnen sollen. Doch nun kommt es zu Verzögerungen, wie Barbara Neidhart, Sprecherin der Besitzerin Immobilien Basel-Stadt (IBS), bestätigt: «Wir sind noch nicht so weit. Wir können erst im Frühling 2015 mit dem Bau beginnen.»

Eine gute Nachricht ist das für die Sandwich-Bar «Frank», die im Dezember 2013 das Bistro im Kultkino übernommen hat und auch an der Feldbergstrasse präsent ist. Eigentlich wäre ihr Zwischennutzungsvertrag Ende Juni abgelaufen, jetzt darf sie länger bleiben.

Keine einfache Lage

Kultkino-Geschäftsführerin Suzanne Schweizer sagt: «Wir finden es schade, dass der Umbau sich verspätet, sind jedoch auch gleichzeitig froh, dass die Sandwich-Bar länger bleiben darf, zumal das Angebot gut bei den Gästen ankommt und sich bewährt hat.» Das sei an diesem Ort nicht selbstverständlich. Zwei vorherige Beizen hätten bankrott gemacht. «Es braucht viel Fingerspitzengefühl, um erfolgreich eine Beiz in der Theaterpassage führen zu können.»

Das bestätigt Julia Lauener, Geschäftsführerin von «Frank»: «Es ist nicht einfach an dieser Lage. Wir müssen uns schon akklimatisieren.» Mit dem bisherigen Geschäftsverlauf zeigt sie sich jedoch zufrieden. Nun freut sie sich auf den Sommer: «Schon bald werden wir ein Monatsprogramm mit Veranstaltungen zusammenstellen und im Mai endlich offiziell Eröffnung feiern.» Bis jetzt sei dies aus Zeitgründen nicht möglich gewesen.

tageswoche.ch/+cxurw



Reaktionen aus der Community

von Freier Mensch
 • Mein Bruder hatte mal eine Anzeige wegen illegaler Abfallentsorgung am Hals. Sein Name stand auf irgend-einem Papier in einem Müllsack nahe Allschwil. Allerdings war das nicht sein Müll – denn er wohnt beim Messeplatz.

Toast Hawaii oder Croque Monsieur? Güseldetektiv Gabriel löst den Fall auf jeden Fall.

FOTO: SRF

Comedy

Im Znünnraum der Müllpolizei

von Reto Aschwanden

Das Wichtigste zuerst: aus der Hüfte, vom Körper weg. So schneidet man einen Abfallsack richtig auf. Für die Mülldetektive aus dem Schaffhauser Quartier Herblingen ist das Alltag. Und der lässt sich nun miterleben in der Serie «Güsel. Die Abfalldetektive».

Die Kamera ist dabei, wenn sich die drei Güsel-Schnüffler im Pausenraum versammeln und ein sauber eingetütetes Corpus Delicti untersuchen. Ist das nun ein Toast Hawaii oder ein Croque Monsieur? Eines weiss Teamchef Gabriel sicher: Die Bissspuren werden ihn zum Täter führen, und wenn er dafür die Zahnärzte in der Umgebung abklappern muss.

«Güsel. Die Abfalldetektive» ist eine «Mockumentary», eine satirische Pseudo-Dokumentation. Neun Folgen à zehn Minuten, produziert von SRF, ausgestrahlt exklusiv im Web. Geschrieben wurde die Serie vom Kabarettisten und Slam-Poeten Gabriel Vetter, der auch die Hauptrolle spielt.

Sein Abfalldetektiv erinnert an Ricky Gervais als Büro-Tyrann in der britischen Kultsendung «The Office». Und irgendwie – vielleicht liegt am Ostschweizer Dialekt – könnte dieser Gabriel auch ein missratener Grossneffe von Walter Roderer sein: ein bössartiger Bünzli mit Profilneurose, der sich nicht scheut, am Sonntagmorgen Familien aufzulauern, die er als Abfallsünder verdächtigt. Schliesslich ist dieser Job für ihn nur ein Sprungbrett: «Mülldetektei, Kantonspolizei, FBI.»

«Das Efeu der Gentrifizierung»

Ihm zur Seite steht Olifr M. Guz, bekannt als Sänger der Aeronauten. Oli arbeitete früher bei der Tierkadaver-Sammelstelle und ist trotz kaputter Knie begeisterter Guggenmusiker. Er geniesst einen gewissen Respekt von Gabriel, weil er als Erster in der Deutschschweiz einen Abfallsünder erwischt – wenn auch mit dem Hubstapler und aus Versehen, wie er selber einräumt. Komplettiert wird das Trio von Michel (Schauspieler Michael von Burg), einem Steinerschüler und Waldkindergärtner, der nach einem Waldbrand umschulen musste und seinen Vegi-Food aus Abfallsäcken und Migros-Containern holt.

Beim Arbeiten sieht man das Trio eher selten, dafür ist man dabei, wenn beim Znünni die wirklich wichtigen Dinge wie der korrekte Umgang mit Taubstummten im Ruhe-

abteil diskutiert werden. Manchmal geben die Protagonisten ihre Weltansicht auch im Einzelgespräch vor der Kamera preis. So erfahren wir von Oli, wie er sich die Zunahme von Rucola im Abfall erklärt. Der stammt von «Zahnarzt-Gattinnen in ihren Minergie-Bunkern», die heute dort stünden, wo früher die Büezer wohnten: «Der Rucola ist das Efeu der Gentrifizierung.»

«Mülldetektive» macht Spass. Zehn Minuten sind lang genug für eine Geschichte und kurz genug, dass man gleich noch eine Folge will. Die Szenerie ist typisch schweizerisch, Pausenraum-Mief und rechthaberische Kleinbürger-Unzufriedenheit. Vor diesem Hintergrund ist schon manche TV-Produktion in Langeweile verendet. Gabriel Vetter und seinen Mitstreitern gelingt aber mit klar gezeichneten Figuren, Wortwitz und der Frische einer – für Fernsehverhältnisse – zügigen Produktion eine Mini-Serie, die unterhält und einen tatsächlich zum Lachen bringt.

Recherchiert hat Gabriel Vetter für die Serie in Basel, wo er Müllmänner und Abfalldetektive begleitete. Vetter kennt nun die Unterschiede zwischen Littering und unzeitig rausgestelltem Müll. Davon hat er uns erzählt. Sie finden das Video-Interview unter dem folgenden Link.

tageswoche.ch/+w3eop

×

www.srf.ch/guesel



Fingerfood mal anders: Mit Lavendelöl liegt Pasta bestens in der Hand.

FOTO: ZVG

Esskultur

Spaghetti alla mano und Haut-Karamell

von Michel Schultheiss

Das Auge isst mit, das wissen wir alle. Dass aber auch der Haut beim Essen eine wichtige Rolle zufallen kann, leuchtet nicht ohne Weiteres ein. Nachhilfe gab es diese Woche beim «Culinarium» im Restaurant Carambolage. Unter dem Motto «Die Haut isst mit» wurden sechs Gänge serviert, die ein sensorisches Erlebnis bieten. Die Esser kamen ins Schwitzen, denn zu scharfer Suppe wurden zusätzlich Senfmehl-Wickel verteilt.

Als Abkühlung wurde zum Fenchel-Orangen-Salat ein Rüebl-Nebel versprüht. Das Aufrollen der Spaghetti mit Lavendelöl an den Händen führte zu einer Art Selbstmassage, und das Dessert wurde mit einer Kakao-Lippenpomade direkt vom «karamellisierten» Unterarm gegessen.

Eine Metaebene des Essens

Das «Haut-Gericht» ist eine von vielen ausgefallenen Aktionen der «Internationalen Gastronomischen Gesellschaft». Dieses junge Kollektiv experimentiert mit ungewohnten Dimensionen der Küche. «Es geht uns immer um diejenige Ebene des Essens, die sich jenseits vom geschmacklichen Empfinden befindet», erklärt der 27-jährige Gastronomik-Mitbegründer Leon Heinz.

Bei dieser «Metaebene des Essens» kommen visuelle, akustische oder soziale

Aspekte zum Zug. «Im Grunde genommen ist derjenige ein Gastronom, der das Essen über den rein physiologischen Nährwert hinaus betrachtet», meint er.

Alles auszuprobieren wie damals als Kind, dieser Grundgedanke schwingt im gastronomischen Gründungsmanifest vom Januar 2013 mit. Dort heisst es, man möchte die Chance packen, wieder «auf gute und fantasievolle Art zu speisen».

«Wir sind einem Vielfalts- und Versionen-hype ausgesetzt», erklärt Leon Heinz. Die Degustation von Alltäglichem sei eine Antwort darauf. Dabei gehe es weniger darum, einen Sieger zu krönen, als individuell auszuprobieren. Es ist nicht das Ziel der Gastronauten, zu missionieren und eine Form des Essens als die richtige anzupreisen, wie sie betonen. Vielmehr interessiert die breite Palette an Möglichkeiten der Gastronomie. Da hat der Hamburger einer Fastfood-Kette ebenso Platz wie ein Vegener-Menü oder Bio-Produkte. «Wer sich mit Essen auseinandersetzt, ist immer gesellschaftskritisch, da ein grosser Teil des Lebens auf diese Tätigkeit zuläuft», meint Leon Heinz.

«Es ist ein Akt, den man gemeinsam ausübt, er nimmt viel Zeit ein», ergänzt Lea Leuenberger, eine weitere Gastronomin. Somit handle es sich um die vielleicht aktivste Form von Kultur überhaupt.

Und hier wird es nun politisch: Leon Heinz plädiert dafür, den Kochunterricht in der Schule zu verankern. Dieser müsse aber nicht einfach belehrend, sondern vor allem lustvoll und motivierend sein. Und damit auch kommende Generationen diese Lust entwickeln können, werden die Gastronauten womöglich eines Tages eine Volksinitiative für den Kochunterricht auf die Beine stellen.

tageswoche.ch/+6vnj0

×

Penélope Cruz



«Mein Ehrgeiz? Glücklich sein»

von Andreas Schneitter

Mit ihrem Ehemann Javier Bardem bildet Penélope Cruz das bekannteste Schauspieler-Paar Spaniens. Die Muse von Pedro Almodóvar und Woody Allen feierte am 28. April 2014 ihren 40. Geburtstag – und wird in diesem Jahr wohl ihre erfolgreichste Hollywood-Rolle in Angriff nehmen: Offenbar ist sie als Darstellerin für den nächsten James-Bond-Film gesetzt. Wir feiern die Jubliar in online mit einer Rückschau in sieben Teilen: Vom Auftritt als 17-Jährige in «Jamón, Jamón» über einen der ersten Hollywood-Streifen «Blow» an der Seite von Johnny Depp bis zu Woody Allens «Vicky, Cristina, Barcelona» mit Scarlett Johansson, Rebecca Hall und Javier Bardem, der im Film die Rolle als Ehemann spielte, die er im richtigen Leben erst später übernahm.

tageswoche.ch/+zj4c8

×

ANZEIGE

**Starkes Land.
Faire Löhne.**

**Tiefe (Frauen)löhne = Tiefe
(Frauen)renten.
Die Mindestlohninitiative
hilft nachhaltig.**

Silvia Schenker
Nationalrätin SP



JA
zum Lohnschutz
zum Mindestlohn



Baschi Dürr blickt zurück auf das Spiel vom Sonntag, als GC-Fans den Extrazug lahmlegten.

FOTO: NILS FISCH

Fangewalt

Baschi Dürr: «In Basel haben wir eine stabile Tendenz»

von Renato Beck

Nach dem Spiel des FC Basel gegen GC vom Sonntag sorgten randalierende Matchbesucher aus Zürich dafür, dass die SBB die Hauptlinie Richtung Olten und Zürich sperren mussten. Sie hatten mehrfach die Notbremse gezogen. Begonnen hatten die Ausschreitungen bereits am Bahnhof St. Jakob. Auch vor dem Stadion kam es zu einer gewalttätigen Auseinandersetzung. Ein 25-Jähriger musste von der Ambulanz in die Notfallaufnahme gebracht werden.

Basels Polizeidirektor Baschi Dürr hat die Ausschreitungen in einem Interview mit der TagesWoche analysiert. «Wir müssen uns operativ ständig verbessern», sagt er. Verständnis zeigt er für die SBB, welche die Clubs zur Kasse bitten wollen.

Baschi Dürr, ist die Polizei machtlos gegen Vorkommnisse, wie sie sich nach dem Spiel am Sonntag vor und während der Rückfahrt der GC-Fans ereigneten?

Wenn eine Gruppe aus der Masse heraus randalieren will, dann wird es nie möglich sein, das hundertprozentig zu verhindern. Was wir tun können und müssen, ist, operativ Stück für Stück weiterzukommen. Am Sonntag hat sich ein Tor zwischen Stadion und Bahndamm als Schwierigkeit erwiesen. Hier müssen wir uns ständig verbessern. Das kann nur mit operativen Massnahmen geschehen und nicht mit neuen Gesetzen.

Die Extrazüge sind offenbar eine Schwachstelle im ganzen Dispositiv. Was braucht es, damit die Fahrten von Auswärtsfans ruhiger ablaufen?

Für die Sicherheit und den Betrieb von Zugfahrten müssen Sie in erster Linie die Bahnpolizei fragen.

Die SBB wollen, dass die Clubs die Züge chartern und damit für die Zusatzkosten aufkommen. Was halten Sie davon?

Ich habe selbstverständlich volles Verständnis dafür, wenn ein Unternehmen wie die SBB derartige Vorkommnisse für blöd, gefährlich, unnötig und geschäftsschädigend erachtet – und deshalb Massnahmen ergreift.

Einen anderen Weg gehen die holländischen Vereine Ajax Amsterdam und Feyenoord Rotterdam. Sie lassen gar keine Auswärtsfans mehr an die Spiele. Könnte das unter Umständen auch für die Schweiz ein denkbares Modell sein?

Es ist ja nicht so, dass es bei jedem Spiel in Basel Krawalle gibt. Im Gegenteil: In Basel haben wir eine stabile bis rückläufige Tendenz – übrigens auch, was den Einsatz von polizeilichen Mitteln betrifft. Es gibt immer wieder negative Vorfälle, aber sie nehmen nicht zu.

Nach wie vor scheint es schwierig, gewalttätige Fans zur Rechenschaft zu ziehen – ein unlösbares Problem?

Der Vorwurf, randalierende Fussballfans würden stets unbehelligt bleiben, ist falsch. Erst kürzlich standen in Basel 17 Personen vor Gericht. Gerade durch Auswertungen von Videoaufnahmen gelingt es den Behörden immer wieder, Täter zu überführen. Aber es ist auch klar: Aus einem grossen Pulk diejenigen herauspicken, die sich straffällig verhalten, ist nicht einfach. tageswoche.ch/+z58ay ×

Reaktionen aus der Community

von tete
• Die Restschweiz muss endlich zur Kenntnis nehmen, dass dies ein gesellschaftliches und kein spezifisches Basler Problem ist. Der Aufschrei der Zürcher Mediendominanz ist immer dann am grössten, wenn Basler involviert sind. Macht nichts besser, ist aber dennoch daneben!

von Roland Stucki
• Bitte die Randalierer erst heimplassen, wenn sie alle Schäden bezahlt haben!

von Werner Gysin
• Ganz so, wie schon in Brehms «Tierleben» beschrieben: Teile der Bewohner des Biotops sind noch stark unterentwickelt. Eventuell könnte man für die im Züri-Zoo ein entsprechendes Gehege einrichten? Bis in einem halben Jahr könnte Biologe Andreas Moser darüber berichten, wie sich Hooligans in Gefangenschaft verhalten!



Heiri Strub hinterlässt ein vielseitiges Werk. Illustration zu Andersens «Das Feuerzeug» (Ausschnitt).

Nachruf

Basler Künstler Heiri Strub ist gestorben

von Corina Lanfranchi

Laubflecken im Gesicht, ein nicht zu bändigender Haarwirbel, lispelnd und schwer zu erziehen, so beschrieb sich Heiri Strub als Kind und fügte gleich hinzu: Und dann sei doch noch etwas aus ihm geworden. Ein Satz, wie ihn nur Heiri sagen konnte. Und wer ihn kannte, hört dabei sein Lachen. Fast ein ganzes Jahrhundert war Heiri Strub unterwegs, ungebrochen kämpferisch, mit wachem Geist und offen für die Welt, die ihn umgab.

1916 in Riehen geboren, wächst Heiri Strub in einem politisch engagierten Elternhaus und in einer politisch bewegten Zeit auf. Als 17-Jähriger schliesst er sich einer Jugendgruppe gegen Krieg und Faschismus an, 1937 tritt er der Kommunistischen Partei bei. Ab 1939 besucht er die Grafik- und Malfachklasse an der Kunstgewerbeschule Basel. 1943 heiratet Strub Lotti Arnold. Nach Kriegsende arbeitet er erst als selbstständiger Grafiker, Tierzeichner und Buchillustrator und schafft in seinem Atelier Nase unzählige Larvenmodelle für die Basler Fasnacht.

1950 kommt Tochter Olga auf die Welt. Mit seinem Kinderbuch «Das Walross und die Veilchen» von 1951 erregt Strub Aufsehen bis nach Berlin. Gerne zitierte Heiri Bertolt Brecht, der bei harzigen Theaterproben jeweils gesagt haben soll: «Was soll-

te das Walross tun? Am besten einmal darüber schlafen.»

Mit Beginn des Kalten Krieges wird es für die Familie Strub eng in der Schweiz. Wegen seines politischen Engagements gerät Strub zunehmend unter Druck, als freischaffender Grafiker findet er kaum mehr Aufträge. 1957 emigriert die Familie nach Ostberlin, wo Strub vor allem als Buchillustrator wirkt. Anfang der 1970er-Jahre kehren Lotti und Heiri Strub nach Basel zurück. Strub arbeitet als Journalist und Kunstkritiker. Mit 65 Jahren tritt er in den Ruhestand. Für den umtriebigen Heiri heisst das: sich endlich ganz der Malerei widmen können.

Thematisch wie stilistisch lässt sich Heiri Strubs Schaffen keiner Richtung zuordnen. Er greift zum Pinsel, wenn er erzählen möchte, was ihn beeindruckt. In der Vielfalt seines Œuvres widerspiegelt sich sein Interesse an der Welt. Klassische Porträts, Landschaften in satten Farben und stille Naturbetrachtungen stehen neben grotesken Alltagssequenzen aus dem Leben der Arbeitenden. Nicht selten finden sich in seinen gesellschaftskritischen Bildern kühne Perspektiven und irritierende Farbgebungen, die sich zuweilen im Fantastischen verlieren. Motiv und Anstoss bleibt für Strub die Realität, er will verständlich sein und sich durch seine Bilder mitteilen.

Fast genau ein Jahr nach Lottis Tod ist nun auch Heiri am 23. April gegangen. Es bleibt die Erinnerung an einen Menschen, der bis zuletzt seinen Weg gegangen ist. tageswoche.ch/+a9k6j ×

Bilder von Heiri Strub sind in Basel noch bis zum 11. Mai 2014 im Sudhaus ausgestellt, zudem in Bern in der ArchivArte Galerie vom 8. bis 31. Mai 2014. Das Datum für eine Erinnerungsfeier wird später bekannt gegeben.

Theater Basel

Zum Abschied Klassiker

von Dominique Spirgi

Die Saison 2014/15 wird die letzte von Georges Delnon als Direktor des Theaters Basel. Zum Abschied präsentiert er einen Klassikerreigen. Shakespeare steht gleich mit zwei «Hits» auf dem Spielplan: «Romeo und Julia» und «Hamlet». Während bei der grossen Liebestragödie noch nicht feststeht, wer inszenieren wird, handelt es sich bei «Hamlet» um eine Produktion des Jungen Schauspiels Basel.

Weitere Publikumslieblinge sind Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» (Regie: Florian Fiedler), Ibsens «Die Wildente» (Regie: Amélie Niermeyer), Brechts «Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui» (Regie: Robert Gerloff) und Ödön von Horváths «Kasimir und Karoline» (Regie: Ulrike Quadé) – ein Spielplan, wie von einem Deutsch- oder Literaturlehrer zusammengestellt. tageswoche.ch/+whwt6 ×

Zahl

ü30

von Tino Bruni

Gebraucht-Gegenstände, die älter als 30 Jahre sind, gehören – sofern es sich nicht um die eigene Frau handelt – aus dem Haushalt entfernt. Dies wollte uns Ueli Maurer diese Woche weismachen. Brisant ist nicht nur der sexistische Gehalt dieser Aussage: Die AKW der Schweiz haben nämlich im Durchschnitt bereits 38 Jahre auf dem Buckel. Ob davon eine Luftbedrohung ausgeht, die Maurers 22 Gripen ebenfalls bekämpfen könnten, erfährt man diese Tage an der Basler Schifflände. Dort hat am Montag das Greenpeace-Segelschiff «Beluga II» angelegt, um anlässlich des Jahrestags der Nuklearkatastrophe von Tschernobyl vor den Gefahren veralteter AKW zu warnen.

tageswoche.ch/+tgnw0 ×

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Mayflower

Alle Leitungen besetzt. Anruf bei der Versicherung, nachdem ein Tornado im Süden der USA Tausende von Häusern zerstört hat. Immerhin lebt dieses Paar noch, andernorts starben 30 Leute.

REUTERS/
CARLO ALLEGRIE

**Basel**

Hindernisparcours zur Sensibilisierung: Auf dem Barfüsserplatz demonstriert die Sehbehindertenhilfe, auf welche Hürden Blinde im Alltag stossen.

HANS-JÖRG WALTER

**Verbier**

Planschen statt Piste: Skifahrer und Snowboarder üben am letzten Wochenende der Saison im alpinen Jacuzzi schon mal für den Sommer.

REUTERS/
MAXIME SCHMID





Monte Verità

Der Monte Verità bringt Menschen auf seltsame Ideen. Einst frönten auf dem Hügel bei Ascona Aussteiger dem Ausdruckstanz, nun spielt die Römergruppe Vindonissa antike Kriegskunst nach.

KEYSTONE/TI-PRESS/
CARLO REGUZZI



Shenyang

Finale Rauchfahne: Einst war dieser Kamin eines Heizkraftwerks der höchste in der chinesischen Provinz Liaoning. Nun liegt der 150-Meter-Riese in Schutt und Asche.

REUTERS/STRINGER



Die Schauspielerin Ariane Andereggen bringt den globalen Rohstoffhandel ins Theater. Und taucht lustvoll in Abgründe.

Frech und unbefugt

Alles ist eng an diesem Dienstag. Die Generalprobe von Ariane Andereggens Performance «Rohstoff – Eine Verarbeitung» schiebt und schiebt sich hinaus. Und dann hat sie sich auch noch beschwatzen lassen, am selben Nachmittag dieses Interview zu geben – zweieinhalb Stunden bevor im Foyer des Schauspielhauses die Vorstellung beginnt.

Den Tag wird sie wohl als stressig empfinden, doch im Gespräch ist davon keine Spur. Andereggen ist ruhig. Sie ist gross gewachsen, alles an ihr ist feingliedrig, eine Erscheinung. Vielleicht hat sie gerade den rechten Cocktail an Erfahrung im Rücken, um jetzt locker zu bleiben. Sie stammt aus Ermatingen am Bodensee, auch bekannt als der langweiligste Ferienort der Schweiz,

Die Ruhe selbst: Ariane Andereggen kurz vor der Generalprobe ihres Stückes.

FOTO: NILS FISCH



ist Mitte vierzig und ausgebildet als Schauspielerin, Musikerin und Medienkünstlerin. Alternative Theaterformen hat sie stets mit Engagements an etablierten Häusern verbunden.

Seit 2012 ist sie Ensemblemitglied am Theater Basel und aktuell als Helena in «Ein Sommernachtstraum» zu sehen. Während es zum 450. Geburtstag des grossen Dichters überall heisst, dass man an Shakespeare nur scheitern könne, wenn auch gewinnbringend, sagt Andereggen: «Shakespeare spielen ist Erholung.»

Mechanismen des Rohstoffhandels

Ihre «Rohstoff»-Performance ist tatsächlich recht anders entstanden als die Auseinandersetzung mit einer Rolle. Über Medien aller Art hat sie sich in die Mechanismen des globalen Rohstoffhandels hineingegraben. Zusammen mit Ted Gaier, ebenfalls Universalist und Musiker bei der Hamburger Punkband «Die Goldenen Zitronen», bastelte sie daraus eine Collage.

Während anderthalb Stunden steigt man dabei vom Foyer des Schauspielhauses in dessen Katakomben hinab, wie in den Schacht einer Mine. Gaier und Andereggen erzählen wild umherschweifend von den Zusammenhängen der Abzocke, es gibt Tonaufnahmen eines schönredenden Glencore-Sprechers, Videoaufnahmen von ausgetoteten Arbeiterinnen im Kongo und einen fast ausbrechenden Streit zwischen Andereggen und Gaier.

«Natürlich gibt es ein Risiko, ob das jemand interessiert. Aber selber denken ist schon cool.»

Der letzte Durchlauf war noch recht roh. Doch das passt zur Sache. «Es ist rohe Information, noch nicht raffiniert», sagt Andereggen. Das Wissen, das sie sich angeeignet hat, stammt aus ihrem Medienkonsum und ergibt alles andere als den Vortrag einer Fachfrau. Genau das gefällt ihr. Sie hatte bis vor Kurzem keine Ahnung von der Materie und auch nicht, wie tief sie als konsumierende Bürgerin verstrickt ist in die Mechanismen der Unterdrückung. «Die Branche hat natürlich grösstes Interesse daran, dass ihr Treiben Expertenwissen bleibt.» Umso mehr Freude hat Andereggen daran, sich einzumischen, «frech und unbefugt» in das Gebiet der Mächtigen vorzudringen. Störung durch Mitteilung. Einfach dadurch, dass sie sich als normale Bürgerin schlaugemacht und die allen zugänglichen Kanäle benutzt hat.

Bleibt die Frage, was die Performance interessant macht. Man könnte auch einfach eine Zeitung lesen. «Was am Schluss herauskommt, ist mein Quirl. Darauf lege ich wert, das ist so eine emanzipatorische Haltung. Natürlich gibt es ein Risiko, ob das

jemanden interessiert. Aber selber denken finde ich schon cool.» Das stimmt, ein Risiko besteht. Doch was Andereggen neben ihrem Rohstoffquirl (oder eben ihrer Rohstoffverarbeitung) vorführt, ist die Geste, sich als Nichtexpertin Zugang zu dieser unüberschaubaren Welt zu verschaffen.

Andereggen sucht einen Weg, der in die entgegengesetzte Richtung der populistischen Meinungsbildung geht. Diese ist darum bemüht, komplexe Zusammenhänge zu reduzieren und einfache Ressentiments dabei herauszuschlagen. Und trifft damit das Bedürfnis einer Gesellschaft, die sich überfordert fühlt von der Entwicklung einer unübersichtlich gewordenen Welt. «Alle sind immer überfordert», sagt Andereggen, «die Gesellschaft funktioniert nur durch Überforderung. Aber die wenigsten geniessen das. Es wäre eine subversive Haltung, Überforderung zu geniessen, statt sich durch Komplexität einschüchtern zu lassen.»

Überforderung geniessen, das klingt gut. Das Tool könnten die meisten von uns gut gebrauchen. Wie geht das bitte, Frau Andereggen?

«Ich bin da wie ein wunderbarer Professor, der die Informationsteile zusammenfügt und sich erlaubt, sie zu benutzen. Ich wundere mich, wie wenig eigenständig benutzt wird. Die ganze Stadt könnte man anders benutzen. Es geht um Wahrnehmung: Was kann man tun, um sich lebendig zu fühlen? Manchmal, wenn ich nach Hause fahre, mache ich ganz weit die Augen auf und schaue die Volumen der Häuser an, die ich sonst nicht sehe. Wenn ich immer die gleichen Wege gehe, verstaube ich im Kopf. Änderung macht mich wach.»

Andereggen will sich von den Überforderungen nicht beklemmen lassen, sondern die Gestaltung in die eigene Hand nehmen. Apropos. Sie besitzt ein Smartphone, dass auf genau die ungerechte Weise produziert wurde, die sie in ihrer Performance dokumentiert. Ob sie damit leben kann? «Klar. Ich bin keine Moralsau.»

Die Zuschauer wackitzeln

Es ist auch nicht ihr Ziel, beim Publikum irgendeine Art von Betroffenheit hervorzurufen. «Wir haben im Theater den Diskurs durch, in dem die Leute schon schuld bewusst ins Theater kommen und an einem «Betroffenheitstainment» teilnehmen», sagt sie. Stattdessen will sie die Zuschauer wackitzeln. Und so finster das Thema ist, es gibt viel zu lachen bei Andereggens «Verarbeitung».

Als sie aus unserem Gespräch auftaucht und die Uhrzeit wissen will, kommt sie auf die Welt. Es ist zwanzig vor sieben, vor 40 Minuten wollte sie im Schauspielhaus wieder auf der Matte stehen. Kram in die Tasche werfen, schnell, aber herzlich Adieu sagen – weg ist sie.

tageswoche.ch/+dz5a9 ×

«Rohstoff – Eine Verarbeitung». 5. und 6. Mai, je 20 Uhr, Schauspielhaus, Foyer.

Musik



Mistral

Die Gruppe heisst Mistral, ihre Musik ist aber nicht mit einem fiesen Fallwind gleichzusetzen, sondern vielmehr mit einer sanften Brise, die Auftrieb verleiht. Neo-Troubadour Markus Gisin (Ex-Zamarro) teilt seine Amour für französischsprachige Chansons mit Jana Landolt, Boris Witmer und Yves Neuhaus. Ça plane pour nous! ×

Parterre, Basel. Klybeckstrasse 1b.
Freitag, 2. Mai 2014, 21 Uhr.
www.parterre.net

Ausstellungsraum

40 Jahre Klingental

Der «vermutlich älteste Artist Run Space der Schweiz» feiert einen stolzen runden Geburtstag und lädt zum Mitfeiern ein. Auf dem Programm stehen Stöbern und Schwelgen in 333 Ausstellungen und im Vereinsarchiv, Kaffee, Kuchen und später eine Performance von Lena Kiss, Flurina Badel und Angela Cerullo. Zum Abschluss dann Musik, Parkett und Bar. ×

Ausstellungsraum Klingental, Kasernenstrasse 23, Basel. Sonntag, 4. Mai, ab 14 Uhr. www.ausstellungsraum.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf tageswoche.ch/kulturflash. Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen»).

Zehn Tage lang spielte das Orchester auf englischen Bühnen – dafür wurde es gefeiert, erlebte aber auch Zerreißproben.

Lust und Frust des Touralltags

Punktgenau: Dennis Russell Davies dirigiert das Sinfonieorchester Basel.

FOTO: JEAN-FRANÇOIS TAILLARD



von Jenny Berg

London, Ende April. Die typischen roten Doppeldeckerbusse rauschen rasant um den Sloane Square, schwarze Taxis hupen, Velofahrer mit Signalweste drängen sich frech in die Lücken. Wer ein Strasse überqueren will, muss lange warten, und jede Ampel verfügt über mahnende Strassenmarkierungen: «Look right» weisen sie nicht nur den Linksverkehr-ungewöhnten Touristen an, denn mancherorts gilt «look left» oder gar «look both ways».

Dieser Platz ist laut und voller Bewegung, dennoch sind die Aussentische der umliegenden Bars und Restaurants am frühen Abend voll besetzt. Es ist eine feine Gegend, glatzköpfige Bodyguards thronen vor Kunstgalerien, weisen Rolls-Royces in die Haltezone ein, damit die berühmte Kundschaft ungestört weiterziehen kann.

Zwischen all dem Treiben fallen die drei weissen Reisebusse des Basler Sinfonieorchesters und die beiden Trucks mit all den Noten, Frackkästen, Kontrabässen und Pauken gar nicht auf. Sie halten vor der Cadogan Hall, einer zum Konzertsaal umgebauten Kirche. Seit zehn Jahren ist hier eine Musikszene gewachsen, die den kleinen, intimen Rahmen des Kirchensaales schätzt. Rolando Villazón tritt hier auf, James Galway auch, das Tokyo Philharmonic Orchestra drückt dem Zürcher Kammerorchester die Klinke in die Hand, und das Royal Philharmonic Orchestra hat hier sein Zuhause.

Für drei Konzerte ist das Sinfonieorchester Basel zu Gast, und das ist aussergewöhnlich: Ein eigenes «Mini(mal)music Festival» wird veranstaltet, mit Dennis Russell Davies am Pult, mit insgesamt drei Solisten und mit Werken von Arvo Pärt, John Adams, Philip Glass und Michael Nyman – ausschliesslich zeitgenössische Musik, mit einem auswärtigen Orchester in einer Stadt, die selbst über zahlreiche hochstehende Klangkörper verfügt.

Minimal Music zieht

Ein Wagnis also, doch der hiesige Veranstalter, die grosse Konzertagentur IMG, ist zuversichtlich: Die Reputation von Chefdirigent Dennis Russell Davies und damit auch des Sinfonieorchesters Basel ist so gut, dass sich sogar die BBC für eine Live-Übertragung eines der sieben Tour-Konzerte entschieden hat und vorab zur Produktion von Rahmenbeiträgen mit einer Crew extra nach Basel gereist war.

Derweil versuchen die Musiker, sich in den verwinkelten Gängen der Cadogan Hall nicht zu verlaufen. Das Haus strahlt noch immer die geheimnisvolle Aura eines Gotteshauses aus, auch wenn Teppichböden und rot besamete Stuhlreihen für mehr Komfort und bessere Akustik sorgen. Eine Zusatztribüne beschert dem Orchester ausreichend Platz, und so kann die Einspielprobe beginnen.

Dennis Russell Davies probt kurz und zügig: Die ersten 30 Takte von John Adams' «Harmonielehre» sollen es sein, jene Takte, die mit ihren brachialen Paukenschlägen auch dem Publikum am Abend in Mark und Bein fahren. Laut ist dieses Stück, gleichzeitig unheimlich filigran und geheimnisvoll. Allerlei Schlagwerk wird hier verlangt, das dem aus flirrenden Dreiklangsbrechungen der Streicher zusammengewobenen Klangteppich Kontur verleiht.

Als am Abend das erste Londoner Konzert mit diesem Stück endet, bricht tosender Applaus aus. An die 600 Menschen sitzen im Publikum, altersmässig bunt durchmischt, wie bei fast jedem der folgenden Konzerte. Minimal Music zieht, hat auch schon die Basler Zuschauer bei den Auftaktkonzerten zu dieser Tournee in ihren Bann gezogen. Es ist eine Mischung aus Techno und Esoterik, aus stupender Rhythmik und atmosphärischer Klangfläche, die diesem Stil eine divergente Anhängerenschaft beschert.

Philip Glass und Michael Nyman, zwei weitere Komponisten dieses Mini-Festivals, sind einst mit eigenen Bands durch die Welt getourt, ihre Werke wurden für zahlreiche Filmmusiken adaptiert. Diese Band- und Filmmusikliebhaber auch für ein Orchesterkonzert zu gewinnen, ist das erklärte Ziel von Dennis Russell Davies. Denn nur durch eine Erweiterung des Repertoires sei dem Publikumsschwund in der Klassikszene zu begegnen, ist er überzeugt.

Es gilt, Strapazen auszuhalten: Die Musiker müssen sich ständig auf eine neue Umgebung einstellen.

Am nächsten Tag geht es nach Basingstoke, einem kleinen Ort mit riesigem Einkaufszentrum. Der Feierabendverkehr verlängert die auf eine Stunde veranschlagte Busfahrt auf deren drei, doch ohne Murren und ohne Abendessen stürzen sich die Musiker auf die Bühne der riesigen Halle und geben ein fulminantes Konzert. Hier sind die 1400 Plätze nur zur Hälfte gefüllt, doch das Publikum klatscht mit seinem Applaus die leeren Plätze einfach aus dem Gedächtnis.

Eine Besucherin meldet sich gar beim orchester eigenen CD-Verkaufsstand und berichtet, dass sie dieses Programm schon in der Live-Übertragung am Radio gehört habe – und es unbedingt noch einmal live erleben wollte. Auch Orchestermitglieder werden immer wieder vom Publikum angesprochen, bekommen die Begeisterung eins zu eins zu spüren.

Es sind solche Momente, die die nötige Motivation immer wieder auf ein hohes Niveau heben. Denn bei einer solchen Tournee gilt es auch, Strapazen auszuhal-

ten. Permanent müssen sich die Musiker auf eine andere Umgebung einstellen. Das Warwick Arts Centre verfügt über eine so ausgezeichnete Akustik, dass hier einst Simon Rattle sämtliche Aufnahmen mit dem City of Birmingham Symphony Orchestra realisiert hat. Anderntags gilt es, sich in der Corn Exchange in Cambridge mit enger Bühne und heikler Akustik zu arrangieren. Da hilft es auch nicht, sich an den Geschäftsleiter und die Stiftungspräsidentin zu halten und sich die Geschichtsträchtigkeit des Saales, all die berühmten Klangkörper, die hier gastieren, die tolle, an die Basler Kaserne erinnernde Atmosphäre vor Augen zu halten. Es ist extrem trocken, der Drive kommt nicht rüber. Dennoch ist das Publikum abermals aus dem Häuschen.

Gehörschutz wie bei Rockbands

Die wechselnde Akustik wird von den Musikern aber auch als eine Schulung der Aufmerksamkeit und des Gehörs positiv aufgenommen. Problematisch bleibt jedoch die Lautstärke des Programms. Der Orchesterwart hat vorab speziellen Gehörschutz verteilt, und bei der Probe wird er bereitwillig getragen. Grün, blau und rosa baumeln die bunten Ohrstöpsel um die Hälse, werden raus- und reingesteckt, je nachdem, ob eine laute Stelle zu proben ist oder ob der Dirigent mit leiser, aber eindringlicher Stimme einen Hinweis gibt.

Im Basler Orchestergraben ist der Gesundheitsschutz betreffend Lärmimmissionen im Gesamtarbeitsvertrag verbindlich geregelt. Etliche Opern belasten das Gehör mit deutlich mehr Dezibel als die hier gespielten Konzertprogramme. Und doch will sich niemand offen beklagen. Denn die Intonation leidet, das Gefühl fürs Instrument geht verloren, und damit auch der Genuss am Musizieren.

Auch andere kritische Punkte werden nur unter der Hand weitergegeben. Die Musiker sind angespannt, und auch wenn bis Redaktionsschluss jedes Konzert ein Erfolg war, bleiben sie nervös. Vielleicht liegt es an der immer noch ungewohnten Eigenständigkeit, die zwar programmatisch breitere Entfaltungsmöglichkeiten bietet, das Orchester aber auch grösseren finanziellen Risiken aussetzt – theoretisch ist jeder Musiker mit einer sechsmonatigen Frist kündbar. Als Beamtenorchester, als das die Basler Sinfoniker früher immer wieder beschimpft wurden, kann man sie heute nicht mehr bezeichnen.

Grössere Ausstrahlung

Zu Hause konnte das Orchester bis zuletzt seine Publikumszahlen steigern; auf Tournee geht es darum, einem Aspekt des Subventionsvertrages mit dem Kanton gerecht zu werden: die Ausstrahlung des Orchesters zu steigern. Mit diesen Argumenten verteidigen Stiftungsratspräsidentin Barbara Schneider und Geschäftsleiter Franziskus Theurillat im Gleichklang Sinn und Zweck der kostspieligen Tournee.



Wechselnde Akustik: Die Lautstärke des Programms ist oft problematisch.

FOTOS: JEAN-FRANÇOIS TAILLARD



«Grossraumbüro mit 90 Sitzplätzen»: Nicht alle Musiker schätzen die beengten Verhältnisse einer Busreise.

Doch wie lässt sich Ausstrahlung messen? Durch ausverkaufte Konzerte? Oder auch durch wenig besuchte, dafür aber umjubelte Konzerte? Durch Live-Übertragungen der BBC, die eher selten ausländische Orchester in ihr Programm aufnimmt? Durch aufwendiges Networking, gemeinsam getragen von Basel Tourismus, seinen Londoner Partneragenturen, den Basler Wirtschaftsverbänden, der Schweizer Botschaft und der Londoner Konzertagentur?

Vermutlich ist es ein Konglomerat aus all dem, und es ist nicht das erste Mal, dass eine Kollision verschiedenster Interessen zu Konflikten führt. Für die einen ist es wichtig, ein Publikum physisch vor sich zu haben, zu spüren, wie die gespielte Musik bei ihnen ankommt, wie sie resoniert, wie sie mitschwingt – da hilft auch die mentale Vorstellungskraft des Radiopublikums nicht.

Die monotonen Achtelnoten verlangen den Musikern kaum Inbrunst, dafür aber höchste Konzentration ab.

Für die anderen ist es mühsam, dass sie mit Minimal Music keine Geschichten erzählen, sich in dieser Musik nicht ausdrücken können. Gerade bei einem Tourneeprogramm, das viel öfter zu spielen ist als die normalen Programme in Basel, brauchen die Künstler Musik, die ihnen auch etwas von der investierten Energie zurückgibt. Das kann ein Brahms oder Bruckner aufgrund der Hörgewohnheiten eher als die monotonen repetitiven Achtelnoten, die dem einzelnen Musiker kaum Inbrunst, dafür aber ein Höchstmass an Konzentration und Kondition abverlangen.

Wieder andere problematisieren, dass ausgerechnet ein physisch so kräftezehrendes Programm so oft zu spielen sei. Andererseits sind die Reisetrapazen bei dieser Tournee gering. Das in einem kleinen Vorort 40 Minuten von London entfernt liegende Businesshotel mit stark befahrenen Strassen auf der einen, dunklen Innenhöfen auf der anderen Seite und einem Frühstücksbuffet, das ausser Obstsalat und Müesli kaum etwas Gesundes zu bieten hat, ist immer noch besser als mitunter tägliches Kofferpacken und Weiterziehen zu den verschiedenen Konzertorten.

Da haben die Musiker schon ganz anderes erlebt: die Reise nach China etwa, die Belastung durch den Jetlag, die vielen Hotelwechsel, bis das halbe Orchester wegen Erschöpfung und Erkältung pausieren musste. Oder Moskau, jenes Abenteuer, bei dem durch Politik, Willkür, Wetter und Wodka beinahe ein prestigeträchtiges Konzert mit Live-Übertragung ausfiel.

Und dann finden sich noch etliche andere Dinge, die die Atmosphäre empfindlich stören können. Die ersten Pulte ringen mit den Gerüchen, die aus dem verschwitzten Jackett des fulminant aufspielenden Solisten strömen, die hinteren Pulte ringen mit der mangelnden Sicht auf den Dirigenten. Die meisten vermissen das tägliche Üben, die intime, meditative Zweisamkeit mit dem Instrument, die sich im musikerfreundlichen, aber hellhörigen Hotel kaum realisieren lässt.

Erzwungene Nähe

Und schliesslich ist es nicht einfach, während zehn Tagen ausschliesslich in der Gruppe unterwegs zu sein. Ein Kontrabassist vergleicht die Arbeit mit jener in einem Grossraumbüro mit 90 Sitzplätzen.

Verständlich, dass so viel Nähe auch zu Abwehrmechanismen führt; erst recht, wenn unentwegt die Chefs und externe Beobachter mit dabei sind. Am Ende wollen die Musiker nicht einmal mehr Bilder veröffentlicht wissen, auf denen sie beim Musizieren zu sehen sind. Und das, obwohl einer aus ihren Reihen dabei ist, der mit grossem Engagement wunderbare Bildstrecken produziert. Zitate aus Frühstücksgesprächen über Freud und Leid des Musikeralltags werden grundsätzlich nicht freigegeben; negative Emotionen nur gerüch-teweise verbreitet, Konflikte lieber ausgesessen als ausgetragen.

Es sind empfindsame Seelen, diese Musiker. Sie drücken sich mit Tönen aus und begegnen dem Wort, vor allem dem geschriebenen, mit grösster Skepsis. Mitunter spüren sie, dass ihre Existenz auf dem Wohlwollen der Gemeinschaft fusst, die ihnen mit ihren Steuergeldern die Ausübung ihres Traums ermöglicht. Ihr Beruf ist mehr Berufung, für die sie vieles aufgeben: regelmässige Arbeitszeiten, Autonomie, individuelle Gestaltungsräume. Für die sie sich aber auch mit Haut und Haaren einsetzen – statt Sightseeing in London steht tägliches Sportprogramm und individuelles Kräftesammeln im Zentrum, um am Abend auf den Punkt in Höchstform zu sein.

Wiedereinladung nach England

Am Ende wird diese Tournee auch den Orchestervorstand beschäftigen. Er muss klären, inwiefern eine öffentliche Institution wie das Sinfonieorchester Basel verpflichtet ist, ihre Arbeit nicht nur durch teuer bezahlte PR, sondern auch durch unabhängige Journalisten beurteilen und beschreiben zu lassen, inwiefern auf einer solchen Tournee das Gleichgewicht zwischen Pressefreiheit und Privatsphäre gewahrt bleiben kann. All das muss auf den gleichen professionellen Stand gebracht werden wie die Durchführung der Konzerte.

Ein Erfolg ist die Tournee allemal: Noch in diesen Tagen hat das Orchester eine Wiedereinladung nach England erhalten. Im Herbst 2015 sollen sie in London und Umgebung ein klassisch-romantisches Programm präsentieren.

tageswoche.ch/+kekli

Online-Tourtagebuch

Gleich nach Ostern flog der 100-köpfige Tross nach London, mit dabei auch unsere Autorin Jenny Berg, die das Sinfonieorchester Basel auf seiner England-Tour begleitet und in Form eines Tourtagebuchs berichtet hat.

Welches Instrument hatte Fensterplatz, was läuft backstage, was sagen die britischen Kritiker, und was machen die Musikerinnen und Musiker an ihrem konzertfreien Tag? Alle Antworten darauf sowie ein Interview mit Stiftungspräsidentin Barbara Schneider, Videos und Fotostrecken von Jean-François Taillard finden Sie online in unserem Tour-Dossier unter:

www.bit.ly/SOB-on-tour

ANZEIGEN

Fr 02.05. 20:00
«Nuevo Tango Nuevo II» - Musique des Lumières

Di 06.05. 20:00 - Ensemble der Saison
«Chapter I» - Eunoia Quintett

Do 08.05. 21:00
«Nachtstrom 69» - Elektronisches Studio Basel

T 061 683 13 13

www.garedunord.ch

GARE du NORD

THEATER
im Teufelhof Basel

JOCHEN MALMSHEIMER

«WENN WORTE REDEN
KÖNNTEN ODER:
14 TAGE IM LEBEN
EINER STUNDE»

NUR MI UND DO,
7. & 8. MAI, 20.30 UHR

Deutsch

WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

VORSTADT THEATER

Premiere Gastspiel HEUTE 19h
Sa 3.5. 17h / So 4.5. 11h

ANGSTMÄN

www.vorstadttheaterbasel.ch

TRIP TIC

Trinationale Kulturprojekte
Herbst 2013 bis
Frühling 2014

www.triptic-culture.net

Echange culturel
dans le Rhin Supérieur
Kulturaustausch
am Oberrhein

**Basel und Region
2. bis 8. Mai**

ANZEIGEN



The Metropolitan Opera **HD LIVE**

SAISON 2013/2014

LIVE ÜBERTRAGUNGEN IM PATHE BASEL

SA, 10.05.14 LA CENERENTOLA

pathe.ch/basel

Einzeltickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **MUPPETS MOST WANTED** [6/4 J]
14.00^D
- **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER** [6/4 J]
14.00^D
- **PETTERSSON UND FINDUS** [6/4 J]
16.45^D
- **DER HUNDERTJÄHRIGE, DER AUS DEM FENSTER STIEG UND VERSCHWAND** [12/10 J]
17.00/20.00^D
- **TRANSCENDENCE** [14/12 J]
20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **EL SECRETO DE WAKOLDA** FR/SA/MO-Mi: 12.15^{Ov/d/f} [16/14 J]
- **LA BELLE ET LA BÊTE** [8/6 J]
FR/SA/MO-Mi: 12.20^{F/d}
- **SHANA - THE WOLF'S MUSIC** 14.00^{Ov/d} [10/8 J]
- **BELTRACCHI - DIE KUNST DER FÄLSCHUNG** 14.15/18.30^{D/d/e} [0/0 J]
- **STILL LIFE** [16/14 J]
14.30/18.40^{E/d/f}
- **NEULAND** [6/4 J]
16.00/18.15/20.15^{Ov/d/f}
- **YVES SAINT LAURENT** 16.15/20.45^{F/d} [14/12 J]
- **IDA** [12/10 J]
16.30/20.30-SO: 11.00^{Ov/d/f}
- **PHILOMENA** [10/8 J]
SA/Mi: 12.10-SO: 11.45^{E/d/f}
- **ALPHABET** [0/0 J]
SO: 12.00^{Ov/d}
- **DAS GEHEIMNIS DER BÄUME** SO: 12.30^D [6/4 J]

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **DER GOALIE BIN IG** [12/10 J]
14.00/18.45^{Dialekt/f}
- **THE AMAZING CATFISH** [8/6 J]
14.45/20.45^{Sp/d}
- **HUNTING ELEPHANTS** [10/8 J]
15.45/20.30^{Ov/d/f}
- **PELO MALO - BAD HAIR** 16.45^{Sp/d/f} [12/10 J]
- **AUGUST: OSAGE COUNTY** 18.00^{E/d/f} [12/10 J]
- **MELAZA** [16/14 J]
SO: 11.15^{Sp/d/f}
- **TABLEAU NOIR** [6/4 J]
SO: 11.30^{F/d}
- **O SAMBA** [8/6 J]
SO: 13.00^{Ov/d}

KULT.KINO CLUB
Marktplatz 34 kultkino.ch

- **TRACKS** [10/8 J]
15.30/20.15^{Ov/d/f}
- **ONE CHANCE** [8/6 J]
18.00^{E/d/f}
- **TOKYO FAMILY** [16/14 J]
SO: 12.30^{Jap/d/f}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.

- **EEGA - MAKKHI, DIE RACHE DER FLIEGE** FR: 21.00^{Hind/d}

PATHÉ EL Dorado
Steinenvorstadt 67 pathe.ch

- **ONE CHANCE - EINMAL IM LEBEN** [8/6 J]
13.00/17.30^D 15.15/20.00^{E/d/f}
- **A LONG WAY DOWN** [12/10 J]
13.15^{E/d/f}
- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** 15.20/20.15^{E/d/f} [10/8 J]
- **DER HUNDERTJÄHRIGE, DER AUS DEM FENSTER STIEG UND VERSCHWAND** [12/10 J]
17.30^D

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J]
12.30/14.45-SA/SO: 10.20^D
- **THE LEGO MOVIE** [6/4 J]
SA/SO/Mi: 13.00^D
- **DIE SCHADENFREUNDINNEN** - **THE OTHER WOMAN** [12/10 J]
FR/Di: 13.00/18.00-FR: 23.00
SA-MO/Mi: 15.30/20.30^D
FR/Di: 15.30/20.30
SA-MO/Mi: 18.00-SA: 23.00
MO: 13.00^{E/d/f}
- **MUPPETS MOST WANTED** [6/4 J]
13.00/15.30-SA/SO: 10.30
Mi: 17.00^D
- **SUPER-HYPOCHONDER** [6/4 J]
13.10/15.30/20.20
SA/SO: 10.45^D
- **DIE SCHÖNE UND DAS BIEST** [8/6 J]
13.20/15.45/18.00/20.20
FR/SA: 22.45-SA/SO: 11.00^D
- **DIVERGENT - DIE BESTIMMUNG** [12/10 J]
13.45/16.45/19.45
FR/SA: 22.45^D
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO - 3D** [14/12 J]
14.00-FR: 23.00-SA: 10.45
SA-MO/Mi: 20.00^D
FR/Di: 20.00 SA: 23.00-SO: 10.45^{E/d/f}
- **TRANSCENDENCE** [14/12 J]
FR/MO/Di: 14.15-FR/Di: 17.15
FR: 22.45-SA-MO/Mi: 20.00^D
FR/Di: 20.00-SA-MO/Mi: 17.15
SA: 22.45^{E/d/f}
- **IRRE SIND MÄNNLICH** [10/8 J]
17.00/18.10/19.10/21.15
SA/SO: 10.30-SA/SO/Mi: 15.10^D
- **NOAH - 3D** [14/12 J]
FR/Di: 17.00-FR: 23.30^{E/d/f}
SA-MO/Mi: 17.00-SA: 23.30^D
- **SNOWPIERCER** [16/14 J]
18.00^{E/d} 20.45-FR/SA: 23.30^D
- **NEED FOR SPEED - 3D** [12/10 J]
FR/SA: 22.45^D
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.30^D
- **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER** [6/4 J]
SA/SO/Mi: 13.00^D
- **BIBI & TINA - DER FILM** [6/4 J]
SA/SO: 11.30^D

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **NOAH - 3D** [14/12 J]
FR/MO/Di: 14.30
SA-MO/Mi: 20.15^D
FR/Di: 20.15^{E/d/f}
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J]
18.00-SA/SO/Mi: 13.30/15.45^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **NOAH - 3D** [14/12 J]
14.30-FR-Di: 20.30^{E/d/f}
- **DIE SCHADENFREUNDINNEN** - **THE OTHER WOMAN** [12/10 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO - 3D** [14/12 J]
FR-Di: 17.30^{E/d/f}
- **SWISSGOM CARTE BLEUE NIGHT: BAD NEIGHBORS** Mi: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **THE RIVER** [12/10 J]
FR: 15.15-SO: 20.00^{E/d}
- **TOURNEE** [16 J]
FR: 17.30-MO: 21.00^{F/d}
- **DELIVERANCE** [16/14 J]
FR: 20.00^{E/d/f}
- **LA VÉNUS À LA FOURRURE** FR: 22.15-SA: 22.00- [16/14 J]
SO: 17.30^{F/d}
- **UNTER DEN BRÜCKEN** [12/10 J]
SA: 15.15-MO: 18.30^D
- **L'AMOUR EST**

UN CRIME PARFAIT [16/14 J]
SA: 17.30^{F/d} 42

- **LE STADE DE WIMBLEDON** SA: 20.00^{F/e}
- **LE SCAPHANDRE ET LE PAPILLON** [14/12 J]
SO: 13.00^{F/d}
- **THE AFRICAN QUEEN** [12/10 J]
SO: 15.15^{E/d/f}
- **FIN AOÛT, DÉBUT SEPTEMBRE** [6 J]
Mi: 18.30^{F/e}
- **SHOW BOAT** [12/10 J]
Mi: 21.00^{E/d}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** 15.00/17.30/20.00^{E/d/f} [10/8 J]

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **NOAH - 3D** [14/12 J]
FR/SA: 20.15^D
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J]
SA: 13.00^D
- **MUPPETS MOST WANTED** [6/4 J]
SA/SO/Mi: 15.00^D
- **SUPERCONDRIAQUE** [6/4 J]
SA: 17.00-SO/MO: 20.15^{F/d}
- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J]
SO: 13.00^D
- **DIVERGENT - DIE BESTIMMUNG** [12/10 J]
SO: 17.00^D
- **3 DAYS TO KILL** [14/12 J]
Mi: 20.15^D
NAB MOVIECARD NIGHT

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **NOAH - 3D** [14/12 J]
FR-SO 17.45^D
- **NOAH** [14/12 J]
MO-Mi 17.45^D
- **TRANSCENDENCE** [14/12 J]
20.30^D
- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 13.15^D
- **THE LEGO MOVIE** [6/4 J]
Mi: 13.15^D
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 15.30^D
- **RIO 2** [6/4 J]
Mi: 15.30^D
- **DER HUNDERTJÄHRIGE, DER AUS DEM FENSTER STIEG UND VERSCHWAND** [12/10 J]
Di: 14.15^D
GOLDEN AGE NACHMITTAGSKINO
MIT KAFFEE UND KUCHEN

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

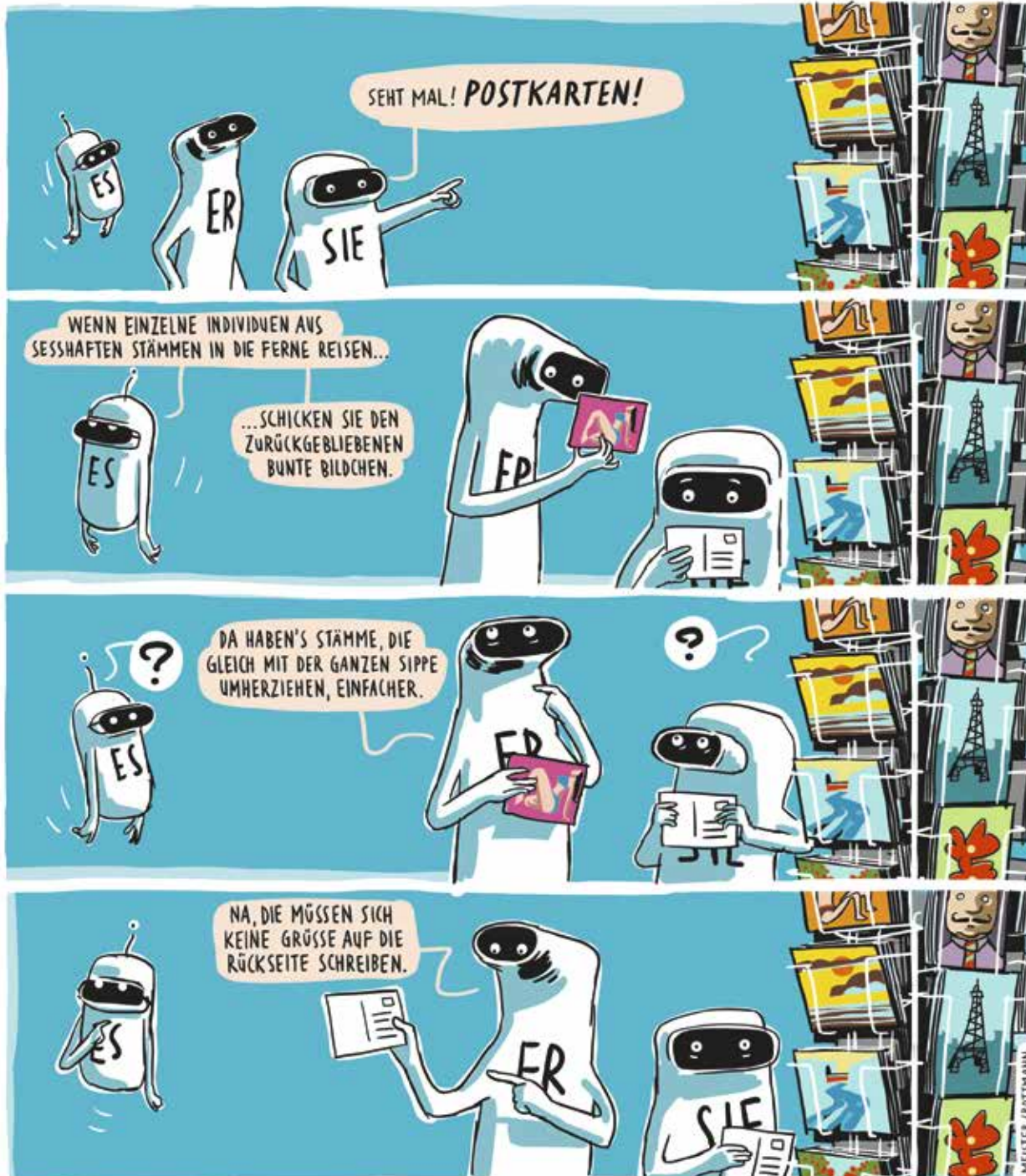
- **SUPERCONDRIAQUE** [6/4 J]
FR-SO: 18.00^{F/d}
- **MELAZA** [16/14 J]
20.15^{Sp/d/f}
- **SHANA - THE WOLF'S MUSIC** SA: 15.30^D [10/8 J]
- **BELTRACCHI - DIE KUNST DER FÄLSCHUNG** SO: 11.00^D [0/0 J]
- **NEULAND** [6/4 J]
SO: 15.30^{Ov/d/f}
- **STILL LIFE** [16/14 J]
MO-Mi: 18.00^{E/d/f}

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.

- **DER HUNDERTJÄHRIGE, DER AUS DEM FENSTER STIEG UND VERSCHWAND** [12/10 J]
FR-MO: 20.30-Di/Mi: 18.00^D
- **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER** SA/SO/Mi: 15.00^D [6/4 J]
- **TABLEAU NOIR** [6/4 J]
SA-MO: 18.00-Di/Mi: 20.30^{F/d}



IN DIESER WOCHE: ANDERE STÄMME, ANDERE SITTEN.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 15;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Alain Appel (Praktikant),
Renato Beck, Felicitas Blanc
(Community-Redaktorin),
Tino Bruni (Produzent), Yen
Duong, Karen N. Gerig, Simon
Jäggi, Christoph Kieslich,

Valentin Kimstedt, Marc Krebs,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Michael Rockenbach,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen

Abo- und Lesermarkt
Martina Berardini,
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neue Medienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Tobias Gees,
Felix Keller, Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

**Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.**

Im Film «Le scaphandre et le papillon» verkörpert Mathieu Amalric einen Mann, der am Locked-in-Syndrom leidet.

von Karen N. Gerig

Mathieu Amalric spielte schon das Alter Ego von Roman Polanski («La Vénus à la fourrure») oder für den kürzlich verstorbenen Regiegrossmeister Alain Resnais den Tod («Vous n'avez encore rien vu»), er stand für Wes Anderson vor der Kamera («The Grand Budapest Hotel») oder wurde von James Bond in der Wüste ausgesetzt («Quantum of Solace»). Trotzdem ist sein Name hierzulande noch nicht jedem Kinogänger ein Begriff – im Gegensatz zu seinem Gesicht mit den grossen braunen Kulleraugen, jede Wette.

Amalric, der sich selbst als Regisseur sieht, wurde bereits mehrfach mit einem César, dem französischen Oscar, ausgezeichnet – unter anderem im Jahr 2008 für seine Verkörperung von Jean-Dominique Bauby, dem ehemaligen Chefredaktor der französischen «Elle», im Film «Le scaphandre et le papillon».

Eigentlich bot diese Rolle dem französischen Schauspieler nicht viele Möglichkeiten, sein Talent auszuspielen. Denn der Film beruht auf Baubys biografischem Buch, das dieser nach einem Schlaganfall auf seinem Krankenbett verfasste. Vollständig gelähmt und des Sprechens unfähig, diktierte Bauby das Buch mittels Augenzwinkern seiner Assistentin – Buchstabe für Buchstabe, Wort für Wort. Amalric ist den grössten Teil des Films ans Bett oder an den Rollstuhl gefesselt, regungslos, ein Auge wurde zugenäht. Nur das zweite Auge lässt Kommunikation und Schauspiel zu.

Lachen im Kopf

Der New Yorker Maler und Regisseur Julian Schnabel verfilmte Baubys Buch auf äusserst einfühlsame Weise und mit atemberaubenden Bildern, jeglichen Kitsch und Gefühlsduselei vermeidend. Der Film beginnt in Baubys Kopf, nachdem dieser aus dem Koma erwacht – wir hören seine Stimme und sehen durch seine Augen –, und

schildert die letzten knapp zwei Lebensjahre des Journalisten, der 1997 im Alter von 45 Jahren verstarb. Jean-Do, wie ihn alle nennen, war ein Lebemann, was uns Schnabel in kurzen Rückblicken zeigt. Es sind die Erinnerungen, an die sich der Gelähmte klammert – in seinem «Taucheranzug», wie er das Locked-in-Syndrom, an dem er leidet, nennt. Und es sind diese Erinnerungen, in denen auch der Schauspieler Amalric körperlich agieren kann.

Ansonsten hören wir als Zuschauer Amalrics Stimme, die Baubys Gedanken wiedergibt. Die Verzweiflung in seinem Kopf, die er nicht äussern kann. Das Lachen über Witze, das er nicht zeigen kann. Die Wünsche, die er nicht mitteilen kann. Die Gefühle, die er nicht ausleben kann. «Le scaphandre et le papillon» ist keine einfache Kost. Und lässt uns dennoch nicht verzweifeln. Trotz der Schwere des Themas vermittelt der Film auf sinnliche Weise Leichtigkeit und Witz. Und selbst Freude am Leben. tageswoche.ch/+ox6dl ×

Im Kreis der Familie: Jean-Dominique Bauby, gespielt von Mathieu Amalric. FOTO: OUTNOW



Mathieu Amalric im Stadtkino

Das Stadtkino Basel widmet dem Schauspieler Mathieu Amalric im Mai eine Filmreihe. «Le scaphandre et le papillon» kann man sich noch am 4. Mai um 13 Uhr sowie am 17. und 25. Mai jeweils um 17.30 Uhr ansehen. Weitere Filme der Reihe sind unter anderem «La Vénus à la fourrure», «Poulet aux prunes», «Rois et reine» oder «Vous n'avez encore rien vu». Detailprogramm und Spielzeiten unter: www.stadtkino.ch

Einige Bewohner Sardiniens wünschen sich den Anschluss an die Schweiz. Was hätten wir davon? Mehr als nur Meer.

von Marc Krebs

Die Idee sorgt international für Aufsehen: «Canton Marittimo». Eine Bewegung, die den Anschluss Sardiniens an die Schweiz erwirken möchte, als 27. Kanton.

Während die Aktivisten Unterschriften sammeln, fragen wir uns: Was hat die Insel zu bieten? Den Anschluss ans Meer, klar, Wildschwein-Salami und Macchia-Büsche auch. Da sind die spektakulären, von Wind und Wasser gestalteten Landschaften und Buchten. Die zweitgrösste Mittelmeerinsel ist locker besiedelt, hügelig, wild geblieben. Direkt ans Meer zu bauen ist verboten – ein Gesetz, das man sich für manche spanische Küste gewünscht hätte.

Wir konzentrieren uns bei unserem verlängerten Osterwochenende auf den Norden. Zunächst besuchen wir eine katholische Prozession in den alten Gassen des Städtchens Alghero: Reliquien werden von einer Kirche zur Kathedrale getragen, begleitet von wunderbar melancholischen Chorgesängen. Wer genau hinhört, vernimmt in Alghero einige katalanische Sprachfetzen. Die Stadt wurde einst von den Aragoniern besetzt. Das hinterliess auch in der Architektur seine Spuren.

Zwei Stunden nördlich liegt Santa Teresa. Von da aus reicht der Blick bis nach Korsika. Über einen Damm erreicht man Capo Testa, das kleine Naturwunder. Das Kap bietet eine zweistündige Wanderung hinein ins Valle della Luna, das sich mit einem Blumendelta zum Meer öffnet. Gerade im Frühling ein fantastisches Erlebnis! In den Höhlen der Granitfelslandschaft leben Aussteiger und Hippies. Zahlreiche Wildcampierer gesellen sich in den warmen Monaten zu ihnen hinzu. Wer ums Kap wandert, landet beim Leuchtturm, der dem korsischen Bonifacio zublückt. Angesichts der Felsen, dieser Skulpturen, stellt man fest: Gott ist auch ein Bildhauer.

Rastet man hier auf einer Anhöhe, den Blick über die Insel schweifend lassend, über das türkisfarbene Meer auch, ein Stück Wildschwein-Salami kaudend und Pecorino... dann kommt man zum Schluss: Doch, doch, gegen den Anschluss des «Canton Marittimo» gibt es eigentlich nichts einzuwenden. Avanti popolo!

tageswoche.ch/+rti5j ×

• Weitere Empfehlungen, Fotos und Adressen zu diesem Reisetipp und alle bisherigen Wochenendlicht-Texte finden Sie online unter:

• tageswoche.ch/themen/wochenendlicht



Anschauen

Valle della Luna auf Capo Testa

Das verwunschene Tal, das vor Jahrzehnten von Hippies entdeckt wurde, lädt zur fantastischen Wanderung ums nördliche Kap Sardinien. Allein an den bizarren Granitfelsen und herrlichen Buchten kann man sich kaum sattsehen.

Anbeissen

Meeresfrüchte und Wildschwein

Für Feinschmecker: Das Ristorante «Da Tomas» in Santa Teresa.

Ein wenig preisgünstiger: «Marlin», ebenfalls in Santa Teresa.

Souvenirs zum Anbeissen: Pecorino und Wildschweinsalami gibt es zum Beispiel auf dem Frischmarkt in Santa Teresa (jeweils am Donnerstag).

Anreisen

Fähre oder Flugzeug

Die zweitgrösste Mittelmeerinsel ist mit der Fähre (ab Livorno oder Genua) zu erreichen. Oder aber, in schnellen 90 Minuten, mit dem Flugzeug, zum Beispiel mit Easyjet ab Basel. Für den Norden empfiehlt sich die Ankunft in Olbia.

Blick bis Korsika: Das fantastische Capo Testa im Norden Sardinien. FOTOS: MARC KREBS



1910 erreichte das Flugfieber auch die Schweiz.

von Martin Stohler

Einem Vogel gleich durch die Lüfte zu fliegen ist ein alter Traum der Menschheit. Schon die Griechen und Römer träumten ihn, wie die Sage von Dädalus und Ikarus belegt, die mit ihren selbstgebauten Flügeln der Freiheit entgegenflogen.

Was lange nur ein Traum war, wurde Anfang des 20. Jahrhunderts schliesslich Wirklichkeit. Zuvor waren bereits Flüge mit Heiss- und Gasballons möglich gewesen. Nun hob man auch in Flugmaschinen mit Flügeln und Motoren vom Boden ab. Am 17. Dezember 1903 schwebte der Doppeldecker der Brüder Wright während 59 Sekunden in der Luft und legte dabei eine Strecke von 260 Metern zurück. Und keine sechs Jahre später flog der Franzose Louis Blériot am 25. Juli 1909 als Erster mit seinem Eindecker über den Ärmelkanal.

Im Doppeldecker über dem Genfersee

Die Aviatik, wie man die Fliegerei damals bezeichnete, fand auch in der Schweiz ihre Enthusiasten. Zu ihnen gehörten die Brüder Dufaux in Genf, die das erste Schweizer Flugzeugwerk betrieben. Armand Dufaux überflog mit seinem Dop-

peldecker am 28. August 1910 als Erster den Genfersee in seiner ganzen Länge. Es war dies die längste Strecke, die bis anhin ein Flugzeug über Wasser zurückgelegt hatte.

1910 war auch das Jahr, in welchem Flugtage in der Schweiz heimisch wurden. Erich Tilgenkamp bemerkt in seinem 1941 erschienenen Buch «Schweizer Luftfahrt» dazu bissig: «Unsere ersten Flieger waren noch nicht einmal flügge, als gewiegte und gewinnstüchtige Manager die ersten Flugtage aufzogen, um so bei minimalstem Arbeitsaufwand, mit der Waghalsigkeit anderer, mühe-los viel Geld zu machen. Das neugierige und stets sensationslüsterne Publikum strömte zu Scharen (...), um das Wunder des Motorfluges zu erleben und die Kühnheit der «Lufthelden» zu bestaunen.»

Bisweilen ist es nicht leicht zu sagen, wo die Kühnheit endete und die Tollkühnheit anfang. Am 24. September 1910 startete der peruanische Pilot Geo Chavez in Brig zu einem Flug über den Simplon nach Domodossola. Bereits ein paar Tage zuvor, am 19. September, hatte er einen ersten Versuch unternommen, musste aber wegen heftiger Böen auf 2300 Metern wieder umkehren. Diesmal schien das Wagnis zu gelingen. Beim Landemanöver in Domodos-

sola fand der Flug jedoch ein böses Ende. Ein plötzlicher Windstoss brachte Chavez' Blériot-XI-Eindecker zum Kippen. Chavez wurde mit mehreren Knochenbrüchen aus den Trümmern geborgen. Vier Tage später erlag er überraschend seinen Verletzungen.

Der Baselbieter Ikarus

Chavez' Simplonflug, so tragisch er auch endete, weckte im jungen Baselbieter Oskar Bider das Verlangen, es dem Peruaner gleichzutun und die Lüfte zu erobern. Mit einem Teil seines Erbes erwarb er sich ebenfalls einen Blériot-XI-Eindecker und flog 1913 damit zunächst über die Pyrenäen und später von der Schweiz über die Alpen nach Mailand. Bider galt als sehr umsichtiger Pilot. Zu seinen Gebirgsflügen startete er erst, wenn die Wetterverhältnisse optimal waren. Am 7. Juli 1919 liess er sich bei einem Schaufliegen für Freunde im Übermut zu einer Unvorsichtigkeit hinreissen und stürzte ab – wie Ikarus in der Sage. tageswoche.ch/+qx48b ×

- Mehr Bilder und weiterführende Informationen finden Sie in der Online-Version dieses Artikels.
- Alle bisherigen Beiträge: tageswoche.ch/themen/zeitmaschine

«Der letzte Augenblick des Piloten». Karte aus dem Jahr 1910.



Le dernier moment de l'aviateur

INTERNATIONALE DESIGNMESSE

DESIGN SHOPPING EVENT



09.—10.—11.
MAI 2014



MESSE BASEL



blickfang

WHERE DESIGN GETS PERSONAL

WWW.BLICKFANG.COM

DAS
IDEALE HEIM
Magazin für Architektur, Design und Wohnkultur
TagesWoche



NZZamSonntag
Bolero

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE

RENAULT FAMILY OFFER:

FAMILY CHECK-IN

GRAND SCENIC JETZT
ZUM PREIS DES SCENIC
AB FR. 23700.-¹



**NUR FÜR KURZE ZEIT: ALLE RENAULT FAMILIEN-MODELLE
ZU EINMALIG ATTRAKTIVEM PREIS.**

3
JAHRE GARANTIE
100 000 km

CHALLENGE YOUR PERFORMANCE
**DEALER
OF THE YEAR
2013**
2012
2011

Profitieren Sie jetzt beim Kauf eines Clio Grandtour, Megane Grandtour, Grand Scenic, Grand Espace und weiteren Modellen vom einmaligen Familien-Angebot. Mehr dazu erfahren Sie bei uns!



**Basel: Garage Keigel, 061 565 11 11 – Basel: Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage, 061 308 90 40 – Bubendorf: Auto Recher AG, 061 951 22 66
Füllinsdorf: Garage Keigel, 061 565 12 20 – Itingen: Ritter Automobile AG, 061 971 60 60 – Muttenz: Garage Stocker, 061 461 09 11 – Nunningen: Garage Erich
Hänggi, 061 791 09 11 – Oberwil: Garage Keigel, 061 565 12 14 – Ormalingen: Garage Ernst Buser AG, 061 985 87 87 – Reinach: Birseck Garage, 061 711 15 45
Sissach: Hediger Automobile AG, 061 971 29 10 – Zwingen: Garage Keigel, 061 565 12 22**

¹Grand Scenic ENERGY TCe 115, 84 kW/115 PS, 1.197 cm³, 6,1 l/100 km, 140 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie D, Katalogpreis Fr. 26400.- abzüglich Take-off Prämie Fr. 2000.- abzüglich Family Offer Prämie Fr. 700.- = Fr. 23700.- (= Preis des Scenic ENERGY TCe 115). Abgebildetes Modell (inkl. Optionen): Grand Scenic Swiss Edition ENERGY TCe 130, 97 kW/132 PS, 1.197 cm³, 6,4 l/100 km, 145 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie E, Katalogpreis Fr. 31500.- abzüglich Take-off-Prämie Fr. 2000.- abzüglich Family Offer Prämie Fr. 700.- = Fr. 28800.-. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz verkauften Neuwagen 148 g/km. Angebote gültig für Privatkunden auf Personenwagen bei Vertragsabschluss und Immatriculation vom 01.04.2014 bis 31.05.2014.